

IELE
STR. 1.

agen 2 Uhr.
ramm:



chulmeister
we
sten

Nacht
aul Kamps u. a.

hs & Co.
Neuss Ruf
5195
elstraße 56-58
Spiegelglas
(Schaufenster)
amentglas
billigsten Preisen



Hühner
Muskator-
halten aber
gehaltvolle
Kraffutter
ater
zusammensetzung
erwerk G.m.b.H.

isse zu haben bei:
Neuss
Telefon 3220.
pinghovermühle
on 3651
Bücherich
elefon D'dorf 51532.



ffen!
II. Lotterie für
g der N.S.D.A.P.

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 350 — Sonntag, 23. Dezember 1933

Christnacht.

Heil'ge Nacht, auf Engelsschwingen
nahst du leise dich der Welt;
und die Glocken hör' ich klingen
und die Fenster sind erhellt;
selbst die Hütte trieft von Segen
und der Kindlein froher Dank
jauchzt dem Himmelskind entgegen,
und ihr Stammeln wird Gesang.

Mit der Fülle süßer Lieder,
mit dem Glanz um Tal und Höhn,
heil'ge Nacht, so kehrst du wieder,
wie die Welt dich einst gesehen,
da die Palmen heimlich rauschten,
und, versenkt in Dämmerung,
Erd' und Himmel Worte tauschten,
Worte der Verkündigung.

Heil'ge Nacht, mit tausend Kerzen
steigst du feierlich herauf;
o so geh' in unserm Herzen,
Stern des Lebens, geh' uns auf!
Schau im Himmel und auf Erden:
glänzt der Liebe Rosenschein;
Friede soll's noch einmal werden
Und die Liebe König sein! —

Robert Prutz.



Weihnachtsabend im Neusser Land.

Von Dr. Karl Schorn.

Mit Schneesturm fing der Tag heut an, hielt sich daran
mit sausendem Gestiebe bis in den frühen Nachmittag
hinein. Da wurde die Luft fast plötzlich still, und die
Flocken schwebten nun dick wie Wattebüsche und langsam
nieder, so dicht, daß es finster wurde wie später Abend.
So schneite es fort noch ein Stündlein oder zwei, und als
es dann aufhörte, da lag die Erde draußen, wie sie die
Kinder in ihren Weihnachtsträumen sehen, die dunkle
Ebene wie verzaubert weiß im Schneegewand. Mit einem
zarten Glanze kam nun der späte Nachmittag, trug heimlich
Wunder und Märchen ins Land.

Ich zieh die großen Stiefel an und stapfe durch den
knirschenden Schnee hinaus ins Freie. Groß ist die Stille
in den Feldern und feierlich. Wie in Erwartung regungslos
hält sich die Luft. Ein Hundeblassen lärmend einmal
irgendwo ist rasch verstummt. Leicht ruht die Erde
unter der schimmernden Last, und auch die weißbedachten
Häuser und weißbehaubten Bäume leicht und wie schwebend
hell unter dem graublauen Himmel, der herabhängt
drückend und schwergeladen.

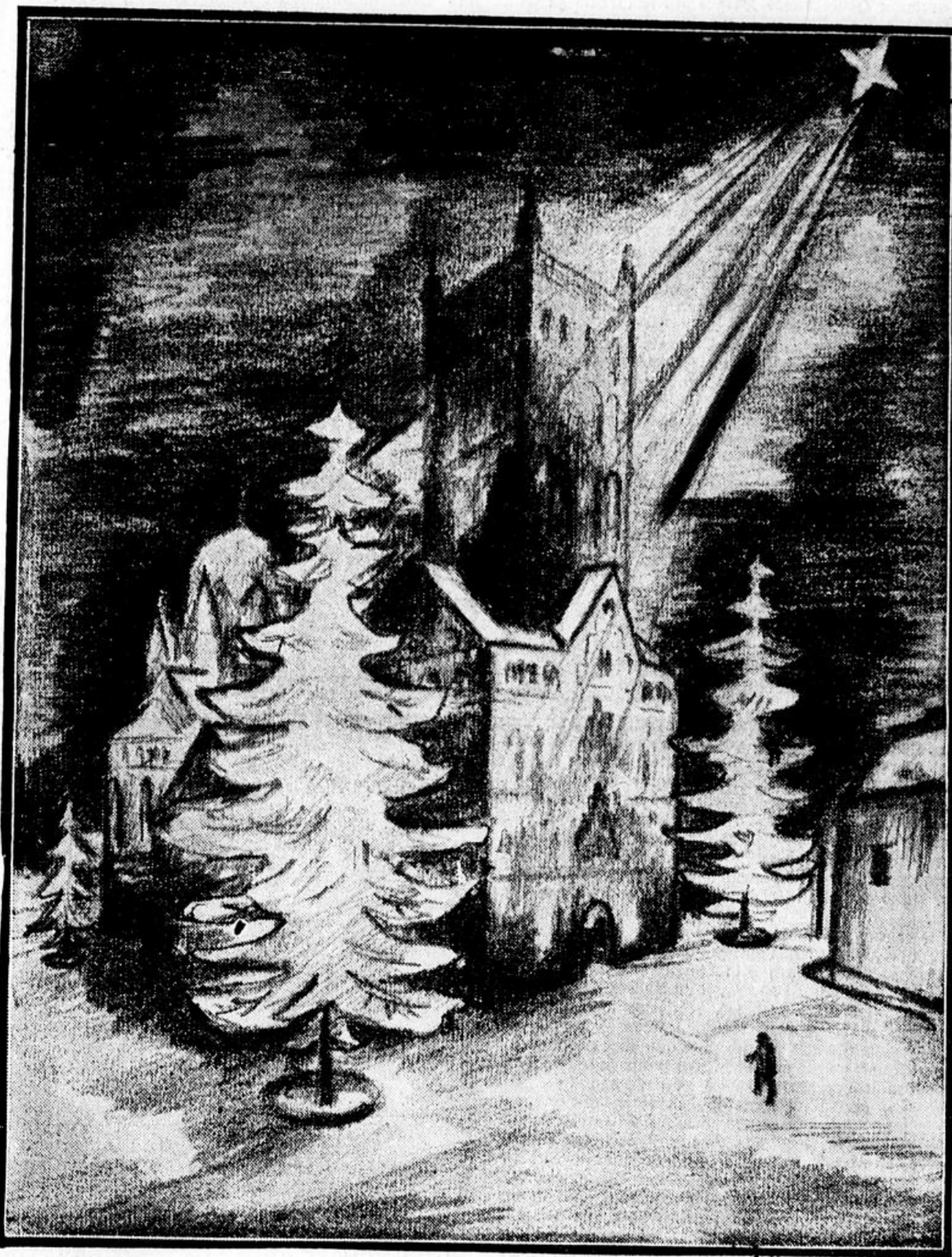
Weit, bis in die lichtblauen Säume des Horizonts,
wo viele Träume harrend stehen, liegt die glitzernde
Decke gebreitet. Nur hie und da noch aus Löchern lauernd
und an steilen Hängen verrät sich das Dunkel der Erde.
Von zartrosenfarbenem Anhauch erblühend und gelb
verbleichend in der Ferne liegt der Schnee unter der dunstig
aufblakenden Sonne; liegt ihr entgegen kühl, grünlich
überronnen und angehaucht von einem dünnen Blau.
Eine breite Straße okergelber Stoppeln läuft mit lebhaftem
Geflimmer über die monotone Fläche, wie Regenschauer-
getüpfel über glatten See. Eine Horde Krähen treibt
gleich schwarzen Fetzen da herum.

Zu warmen Verstecken verwirrt drängen sich die braunen
zartviolett beschienenen Gebüsche die Erft entlang. Ein
Volk behender kugelfunder Meisen turnt mit Gepiepe
drin herum, schwirrt auf und im Wirbel davon. Wie
warmer Atem weht es vom trüben Wasser des Flusses

herauf, der dunstaushauchend sich durch die weiße Ebene
schlingt. Bis auf die Flut hinunter an Ranken und Ruten
niederhangend hat die Schneedecke ihre Zipfel ausgeworfen,
hält das Dunkel der Ufer darunter in sicheren Höhlen
gefangen. Und alles Dunkle scheint bezwungen für diese
weihevollte Zeit des Lichts.

Aber schwarz, wie verkohlte Skelette, mit starrverrenkten
Gliedern scharf hineingezeichnet in das grelle Weiß, stehen
drüben über dem Wasserloch die Erlen. Da hat vor vielen
Jahren verwunschener Wald gestanden. Mit kalten, grünen
Augen blinkt drunten aus dem Wasserloch das Eis herauf
durch den lockeren Schnee. Die stumpfen Farben der
Sturzhänge sind mit weißen Flecken übersprengt; struppiges
Ginstergezwirge klimmt an einem wüsten Aufruhr da-
zwischen empor. Doch am Wege die alten, immer grünen,
weißvermummten Tannen stehen bedeutungsvoll, in sich
versunken, als ob sie wüßten um den Sinn der kommenden
Stunden.

Tief hinter dem violetten Duft des Reuschenberger
Busches in sprührotgoldenen Gespinsten brennend ver-
glimmt die Sonne. Blaue Schatten fallen und wandern
über den Schnee. Und es erlischt der Tag in silberblasser
Dämmerung.



Nach einer Zeichnung von Hermann Coßmann

Ein Pferdekarren, darunter der gelbe Schein einer
Laterne hin und her schwankt, kommt mir entgegen-
gefahren. Riesenhaft torkeln die Schatten der kreisenden
Räder nach beiden Seiten hin über den Schnee. Ein bärtiger
Mann schreitet nebenher, die qualmende Pfeiffe im Mund
und einen mächtigen Christbaum über die Schultern
geworfen, den heimzutragen ihm sichtlich ein Behagen ist.
Auf einem Brett, das oben quer über den Karren gelegt
ist, sitzt eine junge Frau, den Kopf in ein himmelblau
Tuch eingeschlagen. Sie hält sich ganz zusammengebeugt
über das schlafende Kindlein in ihrem Schoß. Als ich
vorüber bin, bleibt der Mann einmal stehen, und ich höre
ihn fragen: „Es de Kleen och jod wärm? Na, mar stell
Marieke, bahl semmer ze Hus.“

War das nicht Josef mit Maria und dem Kinde? Ich
steh und schaue ihnen nach, bis der goldene Schein von
dem Karren hinter der Wegesenkung verschwunden ist.
Die Weihnacht ist ins Land gekommen!

Aus: „Neuss, die Stadt zwischen Kohle und Korn“
von Dr. Karl Schorn. Druck und Verlag: Gesellschaft
für Buchdruckerei, Neuss. Preis: 1,- Mark.

Die letzte Oldmannschaft.

Erzählt von Franz Johannes Weinrich



Es hatte Schnee gegeben, viel Schnee. Vor den Fenstern der dunklen Bauernstube stand sein bleicher Schein, kam aber nicht herein und hing sich in keinem Menschen Gesicht, wie das sonst jeder Schimmer gern tut. Sie war ganz dunkel, die Stube, und drei saßen darin, die schwiegen. Sah man bei Tage durch das Fenster, so waren unweit einige mächtige Berge, auf deren Schuttern die Sonne eine Zeitlang zu ruhen pflegte, ehe sie von neuem in die Räume hineinfiel. Dort war da nur ein einziger riesiger Berg vor Fenster und Haus, die Nacht — und die Stube schien die unterste Höhle dieses Berges der Finsternis zu sein, weil die drei die darin hockten, schwiegen. Es hörte jeder den Atem der andern. Durch die Wand kam dumpfes Klirren, im Stall raselten die Ketten, eine Kuh rief den Hals am Pfosten. Nah schrie ein Kater und fern ein Hund. Dazu war auch nichts zu sagen. Aber sie hätten wohl so reden können: Hört, noch eine Nacht, und es ist da die heilige Nacht. Laßt uns die Krippe vom Söller holen und den Baum aus dem Wald. Auch könnte man noch einen Hirtenschnitz, einen mit dem Hut in der Hand und großem Stamen im Gesicht — und einen Mohren, der dem Mohrenkönig die glühende Schleppe trägt. Und der heilige Joseph — hat der nicht einen Arm gebrochen, als er vor Jahren in die Schachtel einstieg um sich auszuruhen vom vielen Stehen und Kitzeln auf das heilige Kind? Man müßte ihm einen neuen Arm...

Keiner von den Dreien sprach. Sie schwiegen und atmeten schwer. Im Ofen knisterten die Scheiter. In den Rippen des eisernen Belzes lief der rote Brand im Kreise und schien mehr zu sein als ein feuriger Gürtel des Ofenmantels. In immer größerer Reife riegelte der schmale Feuerstreifen und tiefgespenstlich bannend um die dunkle Bauernstube, um ihre Menschen und ihre Schweigen.

Nach einer langen Pause Atemholens und Schweigens begann draußen in der Nacht leises fröhliches Singen. Die drei horchten. Der Gesang kam näher — die drei wurden ruhiger. Nun war er ganz nahe am Haus, aber keiner stand auf Schritte waren auf der Schwelle, Lichtschein zuckte vor den Fenstern dann klopfte es; gleich wurde auch die Tür aufgeschoben. Es standen da zwei Buben und lachten herein. Der eine trug ein größeres Bild vor sich. Es verdeckte ihn ganz, nur seine Augen lugten darüber. Der andere hielt eine Laterne. Er hob sie zum Bilde und sprach:

Den Gut ab alle miteinander!
Althier kommt unsre liebe Frau.
Wie Englan ist ihr Gewand,
Und wie der blaue Himmelsbrand
Hier gibt's ein halb Gesand.

Er rückte die Laterne näher an das Bild. Darauf stand Maria, wie sie, vom Gebirge herabgestiegen, ihre Kasse Elisabeth begrüßt. Die drei, zu denen das Bild durch die Nacht getragen war, hatten sich erhoben. Der Laternenbub sprach feierlich weiter: „Gelegnet ist Mariens heil'ger Leib — nun bring' sie Segen diesem Haus“, und schwang dreimal sein Licht rundum durch die Stube wie ein Weihrauchfass. Da blickte der Schein hin über die Gesichter der drei. Es waren die eines alten Mannes, einer alten Frau, eines jungen Burschen. Aber die Buben gingen hinaus, und das Dunkel war wieder da, und die Gesichter ausgelöscht. Und die Stille war wieder da, und der schwere Atem darin.

Das Bild war geblieben und lehnte in der Ecke neben der Tür. Die drei brauchten kein Licht, es angeschauten. Sie kannten es gut. In jedem Advent ward es ja nach altem Brauch für eine Nacht in ihr Haus gebracht. Jede Nacht im Advent nahm Maria auf einem anderen Gehöft Herberge. In jedes Haus trug sie ihre heilige Würde als festerliche Verheißung: sie werde die Freunde gebären, die Freude für alle Menschen — und über ein Kleines, in der heiligen Nacht, würde sie auch diesem Hause zu teil werden. „Das wird nicht sein, niemals wird es sein“, dachte die alte Frau schauernd, starrte aber in die Finsternis, als erwarte sie, daß die heilige Jungfrau leuchtend durch die Stube daherkäme und in fröhlicher Rede das Gegenteil verkünde. Aber die Stube blieb dunkel, und keine Himmelsstimme lächelte freundlich herab. Die alte Frau starrte weiter mit brennenden Augen. Da irgendwo war das Bild. Eine Sonne war darauf gemalt, hell und gleißend wie die wirkliche über den Bergen. Doch ihr Licht schien blaß und grau wie Dämmerung vor dem Lächeln, das im Antlitz Mariens strahlte. Die Frau sah dieses Lächeln, obwohl die Dunkelheit es ausgeglichen hatte. Und sie sah weiter, wie die heilige Jungfrau leicht ihr Haupt zu den Wolken hob und sang, ihr Magnificat sang. Und die Himmel tranken den Lobpreis, und die Engel neigten sich herab und schrieben ihn auf goldene Tafeln, ihr Licht für alle Ewigkeit zu merken. ... Sie aber, die Bäuerin, wird solange sie noch lebt, danach dürsten, diesen Lobgesang Mariens aufstimmen zu dürfen, aber niemals wird sie ihn jubeln können denn niemals wird die verheißene Freude in ihrem Hause Einfuhr halten. ... Die Frau achte leise. Schmerz biß plötzlich wie ein Tier an ihrem Herzen und riß sie hin. Sie glitt von der Bank, auf die Knie, und niemand sah es.

Der junge Bursche hörte das leise Mäuschen der Aelder und hielt es für Schluchzen. Er ballte die Fäuste und wollte aufspringen, zu dem Alten im Winkel, ihn ansprechen und umtoben. Aber er bezwang sich, preßte das Kinn auf die Brust und knurrte nur leise. Das Knurren war schon tausendmal geschehen, ganz sinnlos, ohne die leiseste Veränderung in diesem verdammten Hause herbeizuführen. So würde das wohl bis zum jüngsten Tage weitergehen, dieses: daß die Frau dort, sein: Mutter, weinte — und der Alte, sein Vater, war taub! Und dieses: daß er selber, sonst einer ebenem fröhlichen Mutter fröhlicher Sohn, nun immerfort mit finsternem Gesicht herumlaufen mußte. Selbst die Barbara konnte es ihm keinen Sporn heller lassen. — Die Barbara! Er würde sie nachher heimlich treffen. Auch an dieser Heimlichkeit war der Alte schuld! Des Burschen Gesicht verzerrte sich. Mühte er nicht an Jähnen und Beden mit dem Mädchen zusammenkommen, wie ein junger Ladel dahinschleichen — und war doch schon dreißig! — Sein älterer Bruder wurd: seit den letzten Kriegstagen vermisst. Er allein kam zurück, und nie mehr würde der andere erscheinen und die Rechte des Erstgeborenen annehmen. Verdammt, der war doch tot! Was hieß es denn anders, dieses „vermisst“, als von der ganzen Faust des Krieges getroffen und wie ein Glas

im Feuerwagen der Granate hinweggebraut zu sein? — Aber der Alte da auf dem Sitz des Bauern glaubt's nicht! Für ihn heißt „vermisst“ einfach gefangen in Sibirien. In Sibirien, hah! Wenn er wenigstens Sibirien sagte! Wie soll sein Bruder ins Russische gekommen sein, wenn ihn doch kein anderer als der Alte, und hat ja zugleich auch genau recht in seinem Wahn liegen, und jeder schreie darüber hin. ... Eine herrliche Vergeltung für diese drei Jahre, die mit Schweigen, Kosen und finsternem Nebeneinander dahingingen. ... Dem Herrn Vater beliebt's, anstatt ihn, den jüngeren Sohn, als rechtmäßigen Erben des Hofes schalten und mit der Barbara am Altar zusammengehen zu lassen, auf die Mäule des Toten zu warten. Bei der Heimkehr des ältesten Sohnes aber ist für einen weiteren verheirateten Sohn, der zudem nur Knecht ist, kein Platz im Haus — also hat er unverheiratet zu bleiben. — Da sieht er, der's befiehlt, der Platzhalter für einen Toten! Er rückt nicht von seinem Sitz, nicht einen Zoll von seinem Stofsen und Harren. Immer lauscht er auf den Schritt des heimkehrenden Toten. Und wenn eine Kanne vorbeistampfte, — der Alte würde ihn heraushören, denn auf den Ohren ist er nicht blind.

Leise lacht der junge Bursche. Er wollte auch noch leiser denken; der Alte witterte auch die Gedanken. Er will sich behutsam davonmachen nachher, wenn die Gule ruft. — Wieder lachte er in sich hinein. Die Gule ist Barbara — aber nur für einen Atemzug, nur für einen Augenblick — dann, wenn er sie unter der schwebelnden Fichte im Arm halten wird, ist sie wieder seine sanfte Taube, die ihn tröstet. Er aber wird knurren, bei Gott, er wird es, er hat genug von diesem Glend und der Verdammnis dieses Hauses. Er wird sie fragen — was wird er sie fragen —? und der Mann stierte brütend in die Finsternis, die um ihn und tief in ihm war. Das Schweigen wuß nicht von der Stube. Der feurige Gürtel umfließ noch immer den Ofen und nahm seinen Raum nicht von der Stube, Menschen und Stille. Wölklich regte sich der Alte in seiner Ecke. Die anderen hoben langsam die Köpfe. Die Frau stand müde auf. Sie war zerfliegen von Hoffnungslosigkeit und Schmerz. Der Bauer wollte schlafen gehen? Da, es wäre gut, wenn das ganze Haus schlief, für immer schlief; denn das Bauer unerbittlich träumt, hat den Sohn und sie selber so zertrübt, daß sie beide schon wie gestorbene sind. Daß sie in diesem Hause sich noch hin-schleppen, noch essen und trinken und das Vieh warten — es ist ein Schicksal auf das Leben; denn wie dürfen Gespenster die Geschäfte und das Tun von Menschen besorgen? Die Frau griff einen Span, stießte das Feuerloch, wollte sich reden, zur Lampe hinauf — da sah sie den Alten an und erschrak. So hatte sie ihn nie gesehen, so merkwürdig nie. Sie vergaß die Lampe. Der Span brannte mit dünner Flamme über ihr. Sie hielt ihn wie eine Fadel und leuchtete das festam gespannte Gesicht an. Darin waren die leeren Augen weit aufgerissen, als sähen sie. Ein Lächeln der Erwartung lauerte in den Mundwinkeln, bereit, auch in die harten Augen zu fahren und höchste Freude anzudeuten. Der Alte stand und lauschte. Einmal triß er schnell über sein weißes Haar. Die Frau aber war ratlos und müde, so müde. Der Span war erloschen, sie entsetzte seinen neuen und ließ die Lampe dunkel. Sie setzte sich wieder und lauschte wie der Blinde. Der Sohn wartete auf den Culenruf der Barbara und hielt das Ohr an die Mäule der Nacht wie alle. Da brach der Blinde das Schweigen: „Still! Still! Atemlos war seine Stimme. Die Frau dachte: „Es hat ihn wieder sein Traun.“ Der Sohn knurrte in sich hinein: „Wir sind ihm noch zu laut, wir Mundlosen — nun, er muß ja auf Schritte in der Ewigkeit lauern, da kann's nicht still genug um ihn sein.“ Und er lauschte weiter auf den Culenruf. Aber der Blinde sprach nach einer Weile wieder, schneller, triumph, Triumph und Tadel warteten hinter seinen Worten: „Er kommt! Deß Kinn ist der Stein huan!“ „Keiner kommt!“ schnitt hart und höhnisch der Sohn dazwischen. Der Alte ließ sich nicht beirren: „Nun ist er am Brunnen, er murmelt, er grüßt sein Haus, er wendet sich her.“ Immer sicherer und schwingender von Freude wurde seine Stimme. Bei den letzten Worten erhob sich der Bursche, und tabenleise schlich er hinaus.

Der Blinde hatte sein Antlitz zum Fenster gewendet, beide Hände hob er zum Willkomm, sein ganzer Leib schüttelte von unbändiger Freude. Draußen war leises Klirren. Der Alte trant es selb. Gleich würde die Stimme des vermissten Sohnes laut schmettern. Wie das blaue Donnerfeuer würde sie sein: Augen und seine Ohren erhellen. Er würde stürzen, denn seine Füße trugen ihn nicht mehr; alle Kraft seines Leibes hatte sich in Freude verwandelt. Was tat's! Er würde am Gasse des Sohnes hängen! Drei lange Jahre hat er auf ihn warten, aber drei mächtige Stöße Ewigkeit hat er hinwegstellen müssen, bis er endlich zu ihm gelangte! Wo blieb aber nun der Ersehnte? Was schwante er solang mit einem der doch nicht sein Vater ist, nur sein Bruder? Geh, da waren auch seit der Mutter Tod die ersten Tränen am alten Aug! Es war doch gut, daß der Sehgehehrte draußen noch verweilte, er brauchte seinen Vater nicht weislich zu sein. ... Der Alte hatte die Augen trocken, das Sattuch wieder fortgedeckt, aber der Sohn stand immer noch nicht in der Stube. Sein Schritt kam näher. ... Holla! Entfernen sich dort welche? „Ich lehnte der andere Sohn nicht zurück! Eben war ein seltsam unter Culenruf verflungen. ... Einen Augenblick verharrete der Alte reglos noch, dann stotterte er schwer aus der Stube hinaus. Die Frau lag auf dem Lauf am Tisch. Ihr Kopf lag über die ausgelegten Arme. Sie wußte noch die ihr vertrauten tadelnden Schritte des Blinden — eine Spanne lang stand sie dort, dann schloß sie fest. ... Durch die Schneegasse, die man geschaukelt, klappte der Blinde Bauer über den Berghang hin.

Nun mühsam kam der Blinde vorwärts. Häufig stolperte er über die Schneemauern am Wegrand. Geduldig richtete er sich wieder auf und stapfte weiter. Ei, da war doch irgendwo ein heller Stern in der Nacht. Würde bald aufgehen der Stern! War eben schon ganz nahe gewesen — vor seinem Haus stand er mit großem Licht. Das Herz brannte ihn davon, daß es fast schmerzte. Dann ist der Stern wieder in die Nacht getaucht, wiederum in die Nacht, und da muß er ihn suchen, suchen und finden. „Hei!“ schreut der Blinde, „bist heute nicht umsonst über's Gebirge kommen, Heiligste aller Frauen, du unsere Mutter Maria! Hast den Segen nicht gebracht, aber hast ihn verlobet. Du hast dein Magnificat schon gesungen, das heilige Magnificat, vor dem der Himmel alle Türen aufgesperrt — ich aber sing das meinige noch!“ Und der Alte lacht selig vor sich hin, auch ein wenig stolz darauf, daß er noch eine Freude vor sich, die die Mutter Maria vor so langer Zeit schon gehabt und vielleicht in der großen Freude des Himmels schon lange vergessen. ... So ging er eine Weile, lächelnd und dieses und jenes vor sich hinflüsternd — als er plötzlich stehen blieb. Angst packte ihn,urchtbarer Angst! Es schante schon — und der Sohn war noch immer nicht gefunden! Aber nicht in diesen Höfen kam der Schnee, sondern als seiner Staub, und große Kälte wehte mit ihm hernieder. Da redte sich der Alte und schrie mit gefeilter Stimme durch die Nacht: „Sohn! Mein Sohn!“ Vorgebeugt lauschte er seinem Klagen nach. Es kam kein Echo zurück. Und der Schnee rieselte einösig, weiße Nische, auf alles Leben.

Einen Büchsenhieb unter dem Kissen schauerten zwei, die sich eng umschlangen hielten. Und wieder dröhnte dumpf der Ruf. Das Mädchen zerrte sich los und wollte fort: „Ein Unglück —? Man ruft nach mir ...“ — „Reißt du Sohn?“ fragte tödlich der Mann und versuchte dann das forschende Mädchen zu überreden: „Hier unter den Fichten ist es warm, oder friertst du? Die Stimme kam doch von oben!“ Das Mädchen erschrak tief: „Von oben, sagst du, und rief „Sohn“ ...? Du! Dir galt das Leben! Von oben ruft man dir's zu, daß du bleibst sollst. Nun endlich verfuhrst mir, den blinden Vater nicht allein zu lassen, verbrichst!“ Der Mann zögerte kurz. Dann riß er das Mädchen zu sich und küßte sie an ihrem Mund: „Da!“

Toben auf dem Berghang trottete der Alte. Er war müde, doch die Hoffnung spürte nichts davon. Sie ließ ihn noch immer vorwärts. Vorhändig war er aus dem Hause gegangen; der Schnee des Himmels häubte in den Furchen des Alters und summers; die Kälte froh ihn über den Leib — aber das Feuer seines Herzens leuchtete über die Schneewüste hin dem heimkehrenden Sohn. Die Nacht war blind, und ebenbürtige Nacht hockte in seinen Augen — und doch würde er ihn finden!

Knirschend vor Mühsamkeit hielt er einen Augenblick an. Die gedämpfte Freude brannte wieder mächtig in ihm. War das nicht ein himmlisches Zeichen, daß er an der richtigen Stelle innegehalten? Ei, er kennt doch seine alten Füße, und der Himmel lenkt ihre Schritte! Hier, gleich links, mußte der kleine Henschel sein. Leusel! Daß er's nicht gleich beachte. Da endlich würde er doch im frühstündigen Heu den Sohn schlafend finden. Da würde er sich über ihn beugen — nein, werden nicht. Nur seinem Atem lauschte, dem starken Atem des ältesten Sohnes und Erben. Und waschen wird er über ihn, waschen? Bei Gott, er würde einen herausgleitenden Störsied mit seinen erlöschenden Augen noch durchbohren und verheuen!

Der Alte ging sicher. Nach einigen Schritten tastete er die Holzwand des Schobers ab. Es häupte sein Herz.

Da kniet er ein dürrer Zweig unter dem Fuß des Alten. „Wer ist da?“ erhob sich sofort die Stimme laut und dröhnend. Der Blinde, nur ein wenig bestürzt ob der Kälte, die von ihr ausströmte, flammelte freudig: „Sohn, Sohn!“ „Bin nicht dein Sohn“, schrie die Stimme lachend zurück, „müßte sehr alt sein, daß ich's sein könnte.“ Der Alte schwankte. Ein juchzbarer Schmerz zerteilte ihn wie ein Schwert. Er schloß sein Herz mitten durchstoßen von der Stimme da. Sie war sicher nicht die des heimgekehrten Sohnes — nein, niemals hatte sie so rau und froh gelungelt! Ob er seinen Sohn jemals noch finden wird? — Der Atem kloßte ihm, und er bettelte um Erbarmen: „D, ich bin alt, sehr alt. Ueber drei mächtige Stöße Ewigkeit bin ich geklettert und bin nun hier.“ Da lachte der Mann und eine Frauenstimme lachte. Der Mann aber fragte tödlich: „Wer bist du denn, mein Sohn?“ „Aus dem dunklen Haus oben am Berg bin ich der Alte.“ „So“, machte der Mann im Heu ein bishen freundlicher und schien sich aufzurichten, „so seid ihr also der Hausherr hier, da dante ich Euch auch für die Herberge, die ihr mir durch Euren Sohn habt zugeweiht.“ Einige Augenblicke lang war furchtbar Stille, dann fragte stierend der Bauer, und sein ganzer Leib war aufgelen, die Antwort zu empfangen: „Staubt ihr diesen Abend vor meinem Haus?“ „Da“, kam es sehr gleichmäßig aus dem Heu, „und nun gute Nacht, Alter.“

Der Bauer schlug nicht hin. Stehend ertrug er den Stiß der kalten Stimme. Aber er torste wie trunken hinaus; der Taktum des Winden war vernichtet, denn sein Herz war wie tot. Er hielt den Weg nicht ein. Aus der Schneegasse schwannte er hinaus und fiel in tiefe Wälder. Immer längere Zeit dauerte es, bis er sich mit seinen erfrierenden Händen ausgegraben. Ein einziger Gedanke wühlte in ihm: Sie hat keinen Segen gebracht, die heilige Mutter Maria, seinen Segen hat sie gebracht, als sie heute ins Haus trat! — und er schaukelte den Schnee im Takt dieses Denkens. Und klappte schließlich weiter, leise flügend: Die Christenheit lebt im Advent, und die Mutter Maria lebt im Advent — aber morgen sei er um, da bräche an die heilige Nacht. Er allein müßte weiter im Advent leben, immer warten auf die Freude, immer warten. In dumpfer Trauer murmelte er das „warten“ einösig vor sich hin und schritt auf einem Felsenpfad ins Gebirge hinauf. Dort ging er wie ein Sehender, müde und langsam zwar, doch sicher und ohne Wanken. Aber mit jedem Schritt, der ihn höher brachte, kante sich müde Klarheit tiefer in sein Herz. Und plötzlich rannen Tränen aus den toten Augen. Sie brachen hervor wie die Taunwasser des Frühlings. Erst stand er reglos, wie ein Baum, an dem der Regen hinabstürzt — dann schüttelte die Schulter, der ganze Leib dann — und der Alte laut in die Knie und schrie über die Berge hin: „Gott, ich kann leben, endlich wieder mit meinem Herzen leben! Ich habe gesündigt gegen dich, gegen die Frau und den Sohn! Ich wartete auf einen Toten — nun will ich auf das ewige Leben warten!“ Und schlurste — noch immer weinend — wieder zu Tal. Ueber und mit den Steinen rutschte er hinauf und dachte, durch Tränen listig lächelnd, daß er ja schon sehr alt sei und rüßig auf den Abgrund des Lebens aufschreite. Bald sei sicher der letzte Schritt getan und der Advent vorüber. ... Und wie er's noch dachte, griffen seine Hände in die Luft und udeten wie Flügel. Und mit vielen Steinen, die ihn erschlugen, so ehe ihn die Tiefe erschlug, stürzte der Alte kopfüber in den ihnenden Abgrund.

Oben auf dem Felsenpfade tauchte gerade ein Schwarm von Fledern und Vögeln auf. Der Blinde aber erblickte schon den johen Sten, der gen Bettelheim reißt.

Ein
Br
ins
in
Di

U
hund
der i
zu be
An j
burg
Ram
blieb
latei
Arge
De n

Das
Ein

U
effant
gast
ge h
u n

nen
auf
far
Ob
Mo
zu

U
denne
war u
nach
Gebie
in di
Die
zum
lich
dann

Die
die M
dort
er b
verme
haste

So
Johann
der K
und
Mün
billig

1
ma
mel
beg
We
den
selt
auf
tan
schü
die
ich
best
flet
Gel

der r
gewe
er we

Ein schöner
Brauch zieht
ins Leben und
in die deutsche
Dichtung ein.

O Tannenbaum...

Von Peter Holmgren

Von der Weih-
nachtspyramide,
vom ersten Christ-
baumzweck
und anderem.

Um die Wende des 16. und 17. Jahr-
hunderts lebte in Straßburg ein Mann,
der in seiner Jugend dort eingewandert und
zu beträchtlichem Wohlstand gekommen war.
An seinem Lebensabend schrieb dieser Straß-
burger Einwohner und Handelsherr, dessen
Namen der Nachwelt leider nicht erhalten
blieb, ein Werk mit dem hochgelehrten
lateinischen Titel „Memorabilia quaedam
Argentorati observata“ (Straßburger
Denkwürdigkeiten).



Von Albrecht Dürer: Das Christkind am Mast des Jahreschiffes.
Ein Glückwunsch aus dem 15. Jahrhundert.

Das Christkind am Mast des Jahreschiffes.
Ein Glückwunsch aus dem 15. Jahrhundert.

Unter andern kulturhistorisch inter-
essanten Dingen enthält es (wie die Wissen-
schaftler festgestellt haben) die erste ein-
gehende literarische Erwäh-
nung des Weihnachtsbaums:

„Auf Weihnachten richtet man Dan-
nenbäume zu Straßburg in den Stuben
auf. Daran hängen man reihen auf viel-
farbigem papier geschnitten, äpfel,
Obolaten, zuckergut (Goldpapier), zucker
Man pflegt darum ein vieredent rament
zu machen.“

Aus dem elfassischen Grenzland, welches
dennoch stets ein Kernland germanischer Art
war und sein wird, drang der schöne Brauch
nach Norden und Osten ins übrige
Gebiet, zuerst mit größerem Erfolg
in die protestantischen Gegenden.
Die katholischen Länder folgten
zum Teil sehr viel später nach, freilich
setzte sich der Weihnachtsbaum
dann auch dort festlos durch.

Die Südwestecke des Reichs war
die Wiege dieses Brauchtums. Von
dort ging auch der anfangs fast
erbitterte Kampf gegen die
vermeintlich unchristliche, zauber-
hafte und heidnische Sitte aus.

So schrieb der würdige Herr
Johann Konrad Dannhauer,
der hl. Schrift Doktor, Professor
und Prediger am Straßburger
Münster, im Jahr 1612 voller Miß-
billigung:

Unter andern lappalien, damit
man die alte Weihnachtszeit oft
mehr denn mit GOTTES wort
begeht, ist fürnehmlich auch der
Weihnacht, oder Tannenbaum,
den man zu hause aufstellt, den-
selben mit puppen oder mit
zuckerleim und dergleichen irdischen
sachen behängt, und ihn hiernach
schütteln und abblumen läßt. Wo
die Gewohnheit herkommen, weiß
ich nicht; ist ein kinderspiel. Viel
besser wäre es, man weihete die
kleinen auf den heiligen
Cedernbaum Christum Jesum...

Aber wie sehr auch von manchen Eiferern
der reinen Lehre gegen den „Mißbrauch“
gewertet wurde: er ließ sich nicht austrotten,
er breitete sich immer mehr aus.

Hundertunddreißig Jahre später lernte
ein junger Student der Rechts-
wissenschaft und nebenbei der Künste
den Weihnachtsbaum kennen. Das war um
das Jahresende 1770. Zwei Jahre später
befand sich der junge Mann in Weimar.
Dort kannte man den Lichter- und Geschenke-
baum noch nicht. Der junge Mann war in
eine neue, nach seiner leidenschaftlichen und
unruhigen Art unglückliche Liebesgeschichte
verstrickt. Seine künstlerische Phantasie und
seine Gestaltungskraft befreiten ihn doch
immer wieder von Druck und Not des
Herzens.

Der junge Schriftsteller und Jurist
pflanzte den Weihnachtsbaum, den er kurz
zuvor im Elsaß erlebt hatte, in den Boden
von Weimar um. In einem Roman des
eigenen Schicksals, der zu Anfang Ständel
hervorrief, bald darauf Weltruhm erlangte

— in diesem Roman
bejuchet der Held, der
Werther genannt
wird, einige Tage vor
Weihnachten Lotte, die
Braut des Freundes,
die Geliebte seines lei-
denschaftlichen Herzens.
Das Verhängnis von
Werthers Liebe und
Leben naht schon heran,
doch es treibt den
Schwärmer immer wie-
der zu ihr, ohne die
ihm das Dasein über und
leer erscheint. Und vor
Lotte phantasiert Wer-
ther von den Weih-
nachtsfreuden der Kind-
heit, vom Warten auf
das aufsteigende Baum mit
den strahlenden Licht-
tern — von all den
paradiesischen Ent-
zückungen der unwieder-
bringlichen Vergangenheit.
„Sie sollen auch
begehrt kriegen, wenn
Sie recht fleißig sind“,
sagte Lotte, „ein
Wackelstößchen und noch
was.“

Der junge Werther
endete bald darauf
durch Selbstmord — im
Buche. In der Wirk-
lichkeit und in immer
neuen Kämpfen und
Krisen lebte Johan-
n Wolfgang Goethe
noch hundert Jahre lang.



Romantischer Weihnachtsmarkt
nach Ludwig Richter

Aber viele Tausende lasen das Buch,
schwärmten mit Werther, zogen sich an wie
er, benahmen sich glücklich und verzweifelt
— Tugende von schwachen Gemütern

machten dem
armen Werther
sogar das schred-
liche Ende nach.
Aus den
„Leiden des
jungen
Werthers“
übernahmen viele
Menschen und
Gegenen in
Deutschland nicht
nur den blauen
Strand und die gel-
ben Stulpietel,
sondern auch —
den Weih-
nachtsbaum als
Symbol des
Christfestes.



Die Weihnachtspyramide
Nach einem Kupferstich von Chodowiecki

Weihnachten 1796, im Wandsbeker
Schloß bei Hamburg. Unter den Festgästen
befand sich auch der Schriftsteller und Ver-
leger Friedrich Verthes und seine
spätere Frau, Karoline Claudius, die Toch-
ter Mathias Claudius', des Her-
ausgebers des „Wandsbeker Boten“, der
außerdem einer der größten deutschen Dich-
ter war.

Hoch oben am Weihnachtsbaum im
Wandsbeker Schloß hing ein Apfel, so schön,
so kunstreich vergoldet wie kein anderer. Den
holte Friedrich Verthes, „mit halsbreche-
rischer Kunst herab, und dunkel errötend gab
er ihn zur nicht geringen Verwunderung
der Anwesenden dem ahnenden Mädchen“.

Da waren Weihnachtsbaum und Ver-
lobungen unter dem Weihnachtsbaum schon
zu einer allgemeinen Sitte geworden — im
Norden und Süden Deutschlands, in Ost und
West.

In Berlin, der großen und dichtbevöl-
kerten Stadt, stellte sich zum erstenmal ein
fühlbare Angel an Weihnachts-
bäumen und daher eine empfindliche
Feuerung auf dem Weihnachtsmarkt ein.
Durch vielerlei Verbote der Forstbehörden
war der Handel mit den Bäumen ein-
geengt, es hatte sich noch kein großzügiger
und tüchtiger Unternehmer auf diesen be-
sonderen Zweig des Warenverkehrs spezia-
lisiert.



Familie Biedermeier feiert das Christfest
Nach einem zeitgenössischen Stich aus der
Mitte des vergangenen Jahrhunderts

Da war es der Berliner Dichter Ludwig
Tied, der als erster die grün angelegte
Weihnachtspyramide als Ersatz
für den gewachsenen Baum vorschlug. Tied
war — nebenbei bemerkt — der Sohn einer
ehrsamen Berliner Tischlerfamilie. Er blieb
beim väterlichen Fach, als er diesen Aus-
weg aus der Weihnachtsbaumkrise empfahl.

Nach einer nachtlangen Sitzung bei
Lutter & Wegner schrieb der Schriftsteller
und Komponist, Musikkritiker und Gerichts-
aktuar Ernst Theodor Hoffmann,
der dem göttlichen Mozart zu Ehren sich noch
den Vornamen Amadeus zugelegt hatte —
das erste Weihnachtsmärchen, be-
titelt „Nußknacker und Mausekönig“. Zum
Teil war es eine Laune von Wein und
Weihnacht, zum Teil Kinderliebe, und —
ein sehr menschlicher Zug — zum Teil die
Hoffnung auf das nützliche, damals so be-
scheitene Schriftstellerhonorar.

Der Romantiker und Trübsinniker, dem
sich die toten Dinge des Alltags belebten,
ließ für die braven Kinder einen ganzen
Weihnachtswald von Christbäumen aus dem
Boden wachsen, von guten und bösen
Dämonen bevölkert — mit tausend und aber
tausend Lichtersterne und Herrlichkeiten.

Das Honorar von etlichen Talern reichte
für die Zeche einer neuen Alkoholnacht —
aber mit ein paar Talern konnte man
damals schon ganz schöne Feste feiern, in
einer Zeit, wo die Preise fast so niedrig
waren wie die Honorare.

Am längsten dauerte es, bis die Weih-
nachtsbäume in den äußersten Südoften des
deutschen Sprachgebiets, nach Oesterreich vor-
drangen. In der steirischen Hauptstadt Graz
waren noch um 1870 Christbäume nur bei
der geringen Zahl von dort ansässigen Pro-
testanten bekannt. In Wien wurde die Sitte
des Lichterbaums ein paar Jahrzehnte
früher von dem großen norddeutschen Tra-
göden Anshütz eingeführt. Die Leute
gewöhnten sich mehr daran, weil es sich um
die Schulle eines vielbewunderten, viel
nachgeahmten Schauspielers handelte.

In den Jahren und Jahrzehnten des
Welt Handels, des allumfassenden Verkehrs,
der großen Schiffsahrt, der Reisen und Reise-
beschreibungen hat sich ein deutscher Brauch
in der ganzen Welt eingebürgert.
Selbst in England und Amerika, wo man
bisher Mistelzweig und Steckpalme den
Vorzug gab, wächst mit jedem Jahr die
Zahl der lichttragenden, deutschen Tannen-
bäume.



Frauen auf Vorposten des Deutschtums

Vom Heldentum und Aufbauwerk der unbekannten deutschen Frauen in den ehemals deutschen Kolonien

Von Rolf von Engelhardt

Männer stehen im Kampf um die Erhaltung von Land, Staat und Volk, um die Gewinnung von neuem Raum; Männer machen Kolonialgeschichte. Die Namen derjenigen, die ihr Leben dafür einsetzen, bewahrt für alle Zeiten das große Buch des Völkergeschehens. Unbekannt aber sind die tapferen Frauen, die im Rücken der kämpfenden Männer, als echte Kameraden der unermüdeten Kolonisatoren, das schwere Aufbauwerk im fremden Kontinent fern der Heimat schufen. Sie führten Sprache, Sitten und Wirtschaftsführung der Heimat unter den schwierigsten Bedingungen ein, sie bebauten den Boden, lehrten mit unsäglichem Geduld die misstrauischen Eingeborenen und gründeten mit ihren Familien die Keimzellen der kolonialisatorischen Bestrebungen. Nur wenige Namen sind uns bekannt aus dem großen Heer der unbekannten Heldinnen, die mit größtem Pflichtgefühl ihr reichbemessenes Teil an den gewaltigen kolonialisatorischen Aufgaben erfüllten. Heldenlied der deutschen Frau von damals in den einst deutschen Kolonien — Heldenlied von heute, denn gerade heute stehen noch Hunderte von deutschen Frauen mit ihren Familien auf diesen Vorposten des Deutschtums in der Ferne!

Deutsch-Ostafrika 1884!

Am 28. März 1884 hat Deutschlands Kampf um die ostafrikanischen Kolonialgebiete begonnen. Die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ ist gegründet und beauftragt Carl Peters, mit den ostafrikanischen Häuptlingen zu verhandeln. Weit ist der Weg bis zum kaiserlichen Schutzbefehl, zum Abkommen mit England und der Festlegung der Grenzen von Deutsch-Ost bis zur Uebernahme der Verwaltung der deutschen Kolonie am 1. Januar 1891. Ein Hermann von Wissmann hatte todesmutig den Kampf gegen die Ausländischen aufnehmen müssen, aber der Krieg im Busch, der Kleinkrieg mit den wilden Stämmen ging weiter. Im Laufe des ersten Jahres schon wurde die deutsche Expedition Jelewski von den Mahehe-Kriegern niedergemetzelt. Erst 1905/06 bezwang Graf Götze den letzten Eingeborenen-Aufstand. In dieses unerlöschende Land der schwersten kriegsähnlichen Wirren trat im Mai 1896 eine deutsche Frau. — — —

Magdalene Prince, geb. von Maslow

Am 4. Januar 1896 schließt Hauptmann Prince mit der jugendgeliebten Magdalena von Maslow in Deutschland die Ehe. Auf den jungen Offizier hat der Name „Wismann“ wie ein Magnet gewirkt. Unter den 1500 Anwärtern, die bei seiner Schutztruppe Dienst suchten, war er der erste, der den großen Führer erreichte. Er hatte sich i. Sanftbar von den übrigen getrennt, ein winziges Fahrzeug angeheuert, hatte Schiffbruch gelitten und sich 13 Stunden in einer Holzrinne über Wasser gehalten. Zerlumpt und ohne Papiere landete er bei Wismann an, der ihn, nach Eintreffen der deutschen Erspäher, als Offizier in die erste deutsche Schutztruppe eingliederte. Sieben Jahre langte Magdalena von Maslow in der Heimat um den Verlobten und stählte ihr Herz für die schweren Aufgaben einer Offiziersfrau in den fernsten Kolonien. Dann schienen die Verhältnisse in Deutsch-Ost soweit geklärt, daß Hauptmann Prince nach Deutschland reisen und nach halbjährigem Urlaub in der Heimat die junge Frau ihrem neuen Abenteuer zuzuführen kann.

Sie treffen in Dar-es-Salaam ein, um die Befehle abzuwarten. „Dar-es-Salaam“ heißt „Land des Friedens“, so tröstet sich die junge Frau — wenige Tage später ergeht der Befehl: Prince übernimmt die neugegründete Station Perondo an der Grenze von Uhehe, um von dort aus die Unterwerfung des ausständischen, gefährlichen Sultans Quawa zu leiten! Am 27. Mai 1896 geht die Expedition ins Innere vor.

„Die erste deutsche Hausfrau in Uhehe“

130 Soldaten, Astartis, 500 Träger, jeder begleitet von zwei Boys und mehreren Frauen, insgesamt über tausend Menschen mit zahllosen Tragtieren, Vätern und Jüngern, so zieht sich die Kolonne in Bewegung. Märche von drei bis vier Stunden täglich sind bei dieser endlosen Karawane Höchstleistungen. Die Steppe, das Bergvorland, ist ausgebrannt. Blätterlose Bäume zerreißen mit ihren langen Dornen die Beine der Tragtiere. Magdalena von Maslow lehnt es bald ab, sich tragen zu lassen und reitet. Nur bei den reißenden Flußübergängen, deren Steilhänge ebenso lebensgefährlich sind wie die von Krokodilen bevölkerten Fluten, nimmt sie die Hilfe der Träger in Anspruch. Nach vierzehn Tagen tauchen die 8000 Meter hohen Berge auf, die Landschaft wird belebter, fruchtbarer und zugleich unwegbarer.

Auf der ersten deutschen Station im Innern ist die Freude, die erste weiße Frau begrüßen zu können, gedämpft durch die Trauer um einen früheren Kollegen von Prince, der kurz zuvor der Malaria erlegen ist. Nach vier Wochen erleidet Magdalena Prince die erste Fieberattacke mit 40 Grad. Sie wird getragen und gepflegt, aber der Marsch muß fortgesetzt werden!

Mitte Juni ist man im Urbusch angelangt. Wege werden aus Pflanzengestirnen herausgehauen. Reiche Wasserläufe und prachtvolle Wasserfälle erschließen die Wälder. Trotzdem haben alle Europäer abwechselnd mit Temperaturen bis 41 zu kämpfen! Dazwischen Ueberfälle von Kienameisen, Heuschrecken, Ataden von Fliegen, Kampf gegen die jengende Hitze, die trotz dichter Beschattung Brandblasen im Gesicht erzeugt! Nach anderthalb Monaten beschwerten Marsches ist das Ziel erreicht: Station Perondo!

Erste Ernte!

Fast vier Jahre lebt Magdalena Prince hier im Inneren Ostafrikas. Sie findet eine Hütte vor aus ungehäuteten Bambusstangen, ohne Fenster und Türen, in der die Einrichtungsgegenstände durch — Blumensträuße, ein anständiger schwarzer Bon — als Koch angelert werden, die Tragen der Küchenbelleterung, der Anlage eines kleinen Kuchgartens — auf allen Gebieten gleicht ihre Arbeit einer Robinsonade! Die ersten selbstgezeugenen Kartoffeln werden den Deutschen der Station südwestlich vorgelegt zum Geschenk gemacht, eine solche Kostbarkeit stellen sie dar! Die ersten Radieschen bleiben als Geburts-tagesgeschenk ausschließlich Hauptmann Prince vorbehalten!

Schwarze Menschen — schwer zu behandeln

Und dann die „gesellschaftlichen Verpflichtungen“! Die Gehege der Gastfreundschaft sind heilig in diesem Lande der „schwarzen Kinder“. Die zahllosen Geschenke, die von den bereits angeheirateten Eingeborenen gebracht werden, müssen genaugetreu erwidert werden. Unglücklicherweise kommen Neugierige aus entlegenen Teilen des Landes, lassen sich tagelang häuslich nieder, müssen bewirtet und beschenkt werden — und obwohl Magdalena Prince die Sprache noch nicht beherrscht, muß sie sich ununterbrochen den Gästen widmen. Die wertvollsten „Geschenke“ bestehen aus — Kindern, die gewaschen und gekleidet werden, Sprach- und Nahrungsricht bekommen und der jungen Frau ans Herz wachsen.

Schwer ist die Behandlung der unbekannten Menschen! Selbst ihre Reaktion auf das Handeln und Entgegenkommen der Weißen, viele Enttäuschungen, viele Tränen kostet das zunächst fruchtlose Bemühen, die diebstahlschlagende, die Untreue und Unzuverlässigkeit der meisten Eingeborenen zu überwinden. Während Hauptmann Prince sich bald dem Ruf des „Mannes, der alle besiegt“ und des „weisen Richters“ verdient — er muß, so oft er auf der Station weilt, „Schauri“, also Gericht abhalten — hat Magdalena Prince einen schweren Stand mit den Frauen, den Händlern und den Kindern. Man bestaunt zwar „die weiße Frau, die einen Revolver,

sehr langes Haar und nur einen Mann hat“, aber erst langsam lassen sich die Frauen und Mütter zur primitivsten Hygiene bekehren —

Der ewige Kampf gegen Quawa

Groß über diesen beschiedenen Anfängen einer kolonialisatorischen Tätigkeit steht aber die ständige Sorge um den Gatten. Quawa, der gefährliche Sultan der widerspenstigen Eingeborenen, haßt furchtbar. Raum vergeht eine Woche, ohne das Schreckensmeldungen eintreffen — die schwarzen Soldaten zu zehn, zwanzig niedergemetzelt, ihre Weiber verhöhnt, Brandherde angelegt, weiße Führer verwundet, getötet — und Quawa selbst unauffindbar, jedem noch so strategischen Zugriff sich entziehend!

Wochenlang ist Magdalena Prince von ihrem Gatten getrennt. Sie schläft in Kleidern, den Revolver neben sich, jeden Augenblick eines Marmrums gewärtig! Sie bleibt tagelang ohne Botenschaft von den Streifen, die Prince leitet. Ein Speerwurf, ein Schuß aus dem Hinterhalt kann ihn stündlich treffen.

Was nützt es, daß er sich der Familie des Häuptlings durch Gefangennahme veründert und einen Fuchser des gefährlichen Feindes als Sultan einsetzt? Die Furcht vor Quawa ist ungeheuer — der neue Sultan übt Verrat. Ein Blutbad ist die Folge — — — (Fortsetzung folgt.)

Lexikon für jedermann

Wer wird mich heiraten?

Was ist die größte Sorge einer Frau, wenn sie fünf Jahre im Gefängnis sitzt? Da ist ein junges, 25jähriges Mädchen — der Name tut nichts zur Sache — die gerade vor einem Jahr zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Sie war angeklagt, eine Aufwartefrau mit einem Küchenmädchen getötet zu haben. Die Motive der Tat waren unklar, unverständlich und verschwommen. Die Aufwartefrau sollte Erpressungsversuche angestellt haben, weil sie von dem Privatleben des Mädchens mehr wußte, als ihm angenehm sein konnte. Die Tat ist eine sehr launische Sache. Manchmal ist sie von einer blinden Unnachlässigkeit, ein anderes Mal wird sie geführt, daß, wenn sie schon ein Mann heiraten würde, er ihr bei jedem Streit ihre Vergangenheit vorwerfen könnte. Einen vorbestraften Mann dagegen, sagt sie, möchte ich nicht. Der Mensch ist gut, verliert ein gutwilliger und großer, moderner Dichter optimistisch. Aber kann man ein menschliches Versehen untereinander, an Mitleid, an Verzeihung und gegenseitige Hilfe zur äußeren und innerlichen Befriedigung hoffen, wenn nach der schlechtesten Mensch selbst sich weigert, die Schlechtigkeit eines anderen zu vergeben, auch wenn diese Schlechtigkeit ihn selbst gar nicht betreffen hat? Der menschliche Egoismus hat manchmal etwas Erschütterndes und Groteskes zugleich. Die Frau, die darauf hofft, daß ein Mann sie, die Vorbestrafte, die Mörderin, heiratet, weiß es von sich, einen Mann zu heiraten, der ein ähnliches Schicksal gehabt hat.

Nur eine eintreffende Tatsache erzählt man aus diesem Fall. Die Gefangene sagte zu der Journalistin, die sich über ihr auffallend gutes Aussehen wunderte: „Ja, ich sehr besser aus. Ich habe auch zugenommen. Hier hat man Ruhe und gewinnt das seelische Gleichgewicht zurück.“ Diese Worte, die man hinter Gefängnismauern selten oder nie hört, wurden in einem Berliner Frauengefängnis gesprochen, das unter der Diktation einer Frau steht. Hier ist zum ersten Male vollkommen mit der Vorstellung gebrochen, daß das Gefängnis dazu da ist, um zu strafen. Seine Bestimmung ist lediglich, die Gefangenen zu bessern, und ihnen eine Möglichkeit der inneren und äußeren Umstellung zu geben. In den meisten Gefängnissen werden die Gefangenen mit einer so gefühlvollen, oft sogar gekünstelten Interessiertheit behandelt, daß der Haß gegen die Menschheit geradezu groß gezogen wird. Ist es nicht einleuchtend, daß man von den Menschen, die „mit einem seelischen Gleichgewicht“, wie dieses Mädchen es nennt, in das bürgerliche Leben zurückkehren. Besseres erwarten kann als von denen, die während der ganzen Zeit als Verbrecher behandelt wurden, und es aus diesem Grunde bleiben?

Talentloser Randsunk als Selbstmordmotiv

Die Welt ist voller Mörder und Selbstmordgründe. Es gibt verächtliche Liebe, Eifersucht, Rache, Schmutz — den man nicht bekommt. Das ist alles schon da gewesen. Auch die zwei Frauen, die sich kürzlich das Leben nahmen, weil ihnen der Großstadtkram auf die Nerven fiel, haben kein allzu großes Aufsehen erregt. Einen fürchterlichen Grund aber haben alle Selbstmörder bisher übersehen. Eine vierzigjährige Frau aus

Brombley (Kent) hat — der Randsunk! In den Tod getrieben. Aber nicht etwa die Postgebühren dafür, oder der Mann, der sie für das Radiohören vernachlässigt, auch nicht die Neben-geräusche böswilliger Nachbarn und störenden Straßenlärm; sondern — die schlechten Gedichte. Der Mann von Frau Tom Davis gab tatsächlich auf der Polizei an, die schlechten Gedichte, die durch das Radio übertragen worden waren, hätten sie in den Tod getrieben. Der Londoner Randsunk äußerte sich dazu von Gewissensbissen geplagt, die literarischen Verdienste der Frau Davis müßten wirklich überempfindlich gewesen sein; denn man hätte nur die besten Gedichte übertragen.

Bernhard Shaw ist wie gewöhnlich der entgegengesetzten Ansicht. Er sagte, als er von dem Selbstmord hörte: „Ich haue, daß nicht viel mehr Selbstmorde passieren. Die Hälfte der Bevölkerung Englands müßte beim Anhören der Gedichte im Radio sich aufhängen. Wenn die Leute das nicht tun, so wahrscheinlich nur darum, weil es leichter ist, den Lautsprecher auszuschalten, als sich einen Strick zum Aufhängen zu besorgen!“

Das Erlebnis des Bürgermeisters

Die beste Möglichkeit, Menschen nachsichtig für fremde Schwächen zu stimmen, ist, sie selbst schwach zu machen. Denn kein Vetter erscheint so verwerflich und unverzeihlich wie das, was man selbst nicht kennt.

Ein bekanntes Rigauer Nachholer hatte sich um die Alkoholvereinschließung beworben, die der Bürgermeister verweigerte. Darauf hat einer der Stadträte, der dem Alkoholvereinschließung gegenübersteht, den Oberbürgermeister zu einer ausgedehnten heuchlerischen Sitzung verführt, während der sich die Abneigung des Gekrönten gegen den Alkoholvereinschließung gelegt zu haben scheint. Er trank nämlich so viel, daß es zu der üblichen Schlupfene kam und er beunruhigend unter den Tisch fiel. Dieses wenig würdevolle Bild photographierte der geschäftstüchtige Stadtrat. Mit den Photographien, die bestimmt kein schmeichelhaftes Bild von dem Bürgermeister geben, wollte er nun die Ausschließung für das Nachholer erzwingen. Und — jede Stadt hat ihren Skandal — für die Idee und die Bemühungen sollte der Stadtrat von dem Lokal, sowie es die Erlaubnis erhalten hatte, 8000 Mark bekommen.

Aber der Oberbürgermeister findet, nachdem er seinen Randsunk ausgeschlafen hat, daß es für seine Stellung besser ist, eine kleine Antikonsequenz zuzugeben, als auf eine Erpressung einzugehen. Er hat also den Protokoll des Alkohols bei der Behörde angezeigt. Und nun hat nicht der Betrunkene, sondern der Erpresser den Rats von dem Randsunk davongetragen. Er hat nämlich nicht nur die versprochenen 8000 Mark verloren, sondern auch sein Amt.

Sitz mir mal die Kasse drehn ...

Es gibt Menschen, die eine gewisse Abneigung gegen Kaufhäuser haben. Dieses Gefühl kann sich durch irgendwelche Vorurteile dermaßen steigern, daß es zu einer unheilbaren Manie wird. So ging es in Südamerika dem berühmten und nun pleite gegangenen „Drehrollen-Leicht“, der einen „Reichsverband zur Bekämpfung der Warenhäuser“ gründete, ein paar gemüthliche Kautionspfandbriefe verübte und sich nun auf längere Zeit in Gewahrsam begeben muß. Er hatte unter anderen spärlichen Einfällen die Idee, seiner Wut gegen die Kaufhäuser dadurch Ausdruck zu geben, daß er durch Arbeitslose weiße Mäuse auslegen wollte, die den Kaufhäusern die Kaufkraft austreiben sollten.

Auch für seine anderen schönen Erfindungen hatten leider die Richter wenig Sinn, so daß dieses verkannte Genie nun auf volle sechs Monate ein Staatslogis beziehen muß.

Lied der Hirten

Schlaf wohl, du Himmelsknecht du,
Schlaf wohl, du süßes Kind!
Dich säugeln Engeln in Ruh'
Mit sanftem Himmelswind.
Wir armen Hirten singen dir
Ein herziges Wiegenliedlein für.
Schlafe, Himmelsknecht, schlafe!

Maria hat mit Mutterlind
Dich liebe zugebet;
Und Joseph hält den Hahn zurüd,
Dass er dich nicht erweckt.
Die Schäflein, die im Stalle sind,
Verstummen vor dir, Himmelskind,
Schlafe, Himmelsknecht, schlafe!

Bald wirst du groß, dann fliehst dein Blut
Von Golgatha herab;
Uns Kreuz schlägt dich der Menschen Wut,
Dann legt man dich ins Grab.
Hab' immer deine Kleinen zu,
Denn du bedarfst der süßen Kuh'.
Schlafe, Himmelsknecht, schlafe!

Chr. Fr. Daniel Schubart.

Das Festessen

Eine heitere Weihnachtsgeschichte

Von T. Werber

Wer wohl den sentimentalsten Anblick er-
funden haben mag von den armen, vereins-
amten Junggesellen am Heiligen Abend? Pro-
fessor Wendt reißt sich vergnügt die Hände, blickt
auf das hässliche Treiben inmitten der tanzen-
den Schneeflocken auf der Straße unten und
denkt an die Gänseleberpastete, die Christstolle
und die schaumige Kotschinken, die draußen in
der Küche auf den Abend warten —

„Hallo, Fritz, großartig, dass ich dich treffe!“
Der junge Privatdozent Mansfeld unterbricht
rücksichtslos den poetischen Weihnachtsstraum
des älteren Freundes und Kollegen. „Mensch,
du mußt mir einen großen Gefallen tun. Spielst
du heute Abend mal den Bauwau?“

Professor Wendt hält seinen Freund Werner
zunächst mal für geistesgestört. Aber Mansfeld
sprudelt schon weiter: „Stell dir vor, meine
Braut kommt heute Abend! Wir reisen noch
mit dem Spätzug zusammen nach Groß-
Mehlhorn, damit ich sie als lebendiges Christ-
kind den Eltern vorstellen kann und die Ver-
lobungsfeierlichkeiten noch in den Weihnachtsstraum
steigt! Also sei kein Frosch und ich heute Abend
mit uns — sei ein liebenswürdiger Anstands-
mann, Fritz, ja? Sie wird begeistert sein,
dich kennen zu lernen.“

„Kann ich mir vorstellen, mein Junge!
Außerdem habe ich —“
„Nichts hast du, Fritz! Du bist jetzt ein an-
ständiger Mensch und gehst auf der Stelle zu
Schnarcher, um einen hübschen Tisch für heute
Abend reservieren zu lassen, ja? Rausch Uhr,
Fritz, hörst du? Ich muß schnell noch —“
Weg ist er!

Professor Wendt hummelt durch die Straßen,
etwas verstimmt durch den mißglückten Jung-
gesellenabend. Ausgerechnet in der Christnacht
mit zwei Verlobten zusammenzufinden — na,
danke schön! Aber Liebesleute sind nun mal
hemmungslos. Egoisten und Werner ist sonst
ein lieber Kerl — also —

„Gefallen, gnädiges Fräulein!“ — Wendt
wäre fast über einen reizenden kleinen Leder-
koffer gefallen, der es sich auf dem Bürgersteig
im Schnee bequem gemacht hat und dem noch
ein Gutföhrchen und eine Reisende folgen.
Wendt sammelt die Gegenstände auf und —
vergibt fast, sie abzugeben. So reizend spitz-
bübisch lacht ihn da ein blonder Mädchenskopf
an —

„Wohin darf ich Ihnen die Sachen tragen?“
hört sich Wendt zu seinem eigenen, nicht ge-
ringes Erschrecken sagen. . . . Aber der blonde
Weihnachtsengel schleppt außerdem noch einen
Alteistoff und allerlei Pakete.

„Ein anständiger Mann spricht ein anstän-
diges, junges Mädchen nicht auf der Straße
an.“ — lacht die Unbekannte.

„Ein anständiges, junges Mädchen verliert
nicht seine ganze Reizausstattung auf der
Straße. Aber am Hei-
ligen Abend ist sowohl
das eine als das andere
gestattet, nicht wahr?“

Nach einer Viertelstunde
und jämliche Koffer



Eine Stunde später sitzen sie bei Schnarcher —

Das Christkind von Ypern

Ein Fronterlebnis, berichtet von Manfred Hagemeister

„Der Kerl soll mit dem verfluchten Ge-
natter aufhören!“ schrie Leutnant Hart-
mann und schlug auf den Kisten, daß der
bombensichere Unterstand dröhnte. Schon
war einer draußen —

„Und es waren Hirten auf dem Felde“ —
tastaktaktakt — „die hüteten des Nachts ihre
Herden“ — tastaktakt — „und siehe, der
Engel des Herrn trat zu ihnen“ — tastakt.
Der 24. Dezember ist Weihnachten, aber
Dienst ist Dienst — tastakt. . . .

Dann brach das Maschinengewehrfeuer
unvermittelt ab und die Stille und Schön-
heit der Nacht wurde doppelt laßend für
uns. Zehn Tage Regen, zehn Tage knie-
tiefer Schlamm in den Gräben, flammende
Finger, Fieber in den Knochen unter dem
nassen Zeug. Zehn Tage dieses ewige
Tropfen von den Balken, gleichmäßig wie
das Maschinengewehrfeuer. Dann plötzlich
fliegende Kälte, Frost und zugefrorene
Füßen und jetzt die erste sternklare Nacht
über den Feldern von Ypern. Weihnacht —

„Kleine Festüberreichung von den
Tommys, daß sie uns da hinten abgeschnitten
haben“, sagte der Mann am verstimmtsten
Maschinengewehr, den wir Hummel nannten.
Achtundvierzig Stunden Trommelfeuer
hatten uns hier vorn im Graben von den
Angehörigen getrennt. Keine Rede davon, daß
ein Jouragewagen durch die Erdböcher hin-
durchkäme. Rationen konnte man das, was
wir jetzt noch bekamen, kaum noch nennen.
Und an Post oder Weihnachtspakete zu den-
ken, hätte keiner gewagt. „Na, denn: fröh-
liche Weihnachten!“ sagt Hummel und stiert
in den Sternenhimmel, der schöner glimmert
als der größte Christbaum. Darunter dehnt
sich weit und weiß das „Niemandesland“,
und drüben, ziemlich fern, erhebt sich etwas,
das ein poetisches Gemüt für die „Hirten“
aus der heiligen Geschichte hätte halten
können — die Drahtverhaue des Feindes



Da poltert wer in den Unterstand herunter —

und Pakete in der Gepätaufgabe untergebracht
und Fritz Wendt, Professor der Philologie,
wandert gleichsam auf kleinen Rollenwägelchen
neben einem entzückenden Mädel durch die weis-
nachtlieh belebten Straßen.
„Mein Zug geht in vier Stunden“, erklärt
sie freimütig, und Professor Wendt hat an-
gelehrt dieser Eröffnung einen großartigen
Einsatz —

Eine Stunde später sitzt er mit seiner schönen
Unbekannten an einem reizenden, vorbestell-
ten Tisch bei Schnarcher und läßt sich ein
Festessen schmecken. Kurz nach neun
Uhr wird plötzlich die Tür aufgerissen
und herein stürzt — Werner Mans-
feld!

„Na endlich, mein Junge“, sagt
Professor Wendt gemächlich und be-
lächelt in Erwartung der großen
Heberaldung für seinen jungen
Freund. Aber die Reize, überaus
zu sein, ist an ihm. Denn die schöne
Unbekannte hängt plötzlich lachend
an Werners Hals: „Werner, ich
freue mich ja so schrecklich, daß
du da bist!“

„Werner, entschuldige, ich verstehe kein Wort!
Deine Braut kommt heute zu dir — hier
liegt sie dir lachend um den Hals — ich war
den ganzen Nachmittag in ihrer Gesellschaft —
bin ich verrückt oder du?“

„Wie? Meine Braut wartet unten im
Wagen!“
„Na, und das da?“ fragt Wendt flüchtig,
unhöflich mit einem Fingerzeig auf die blonde
Unbekannte.

Die Stille geht uns allen auf die
Nerven. Drüben feiern sie natürlich
auch ihr „Christmas“, und wir stellen
uns das nicht ohne Erbitterung vor:
Trutzhahn und „Plump-
ding“, und wie das Zeug
alles heißt, und Zigaretten
und Rum — die
alles, was sie nicht
entbehren können.
Der Kuckuck soll
die Stille holen —

„Das letzte Licht,
was?“ fragt Leut-
nant Hartmann
und zeigt auf den
Stummel in der
Flasche. Zur Ant-
wort kommt es
nicht, denn da
poltert wer in den
Unterstand her-
unter. Keine ge-
ringe Sensation
— es ist ein
„Fremder“, den
die Wache da an-
bringt. Melde-
gänger der Bri-
gade mit einem
Befehl. Leutnant
Hartmann liebt
und runzelt die Stirn. Es steht was drin
von „Stellung halten unter allen Um-
ständen“ —

Uns erscheint der Mann trotz des Befehls
wie ein Weihnachtsengel. Kommt heute
einer durch, kommen vielleicht morgen mehr
und übermorgen möglicherweise sogar die
Leute von der Proviantkolonne. Oder die
Post — Eine wie ihn ausfragen können, will
er schon wieder zurück.

„Was haben Sie denn da?“ fragt Leut-
nant Hartmann.

„Ach Gott, Herr Leutnant“, sagt er und
murmelt an seinem Bündel herum, „hinter
dem Gebiß da hinten lag 'ne tote Frau,
jawohl. Aber das hier, das lebt ja noch.“

Und da liegt auf der Kiste in unserem
Unterstand auf allerlei Fegen und Lappen
ein richtiges Baby — Junge, was für ein
winziges Mädelkind! Uns bleibt erst mal
allen die Sprache weg, wie das da so liegt
und feil, ganz feil schlief mit rosen roten
und ganz kleinen Häutchen. Und plötzlich ist
es gar nicht mehr dunkel bei uns. Das
kommt nicht bloß daher, daß die Kameraden
aus den Unterständen links und rechts plötz-
lich auch da sind und ihre Lichter mitgebracht
haben — die sind alle nicht schlecht hoch-
gefahren, wie es hier: Unser Leutnant hat
ein Kind gefriert! — es kommt sicher daher,
daß dieser Umstand so was Freundliches
noch nie in seinem
Leben gesehen hat.

Wir sind denn auch
alle mucksmäuschen-
still und linden uns
die Sache an und
haben sicher die
seltsamste Weih-
nachtsstippe dar-
gestellt, die es je
gegeben hat —
Männer mit Stop-
pelbärten, mit dres-
sigen Mänteln und
Stiefeln an Stelle
der heiligen Fami-
lie, der Hirten und
der Herden, und in
der Mitte so ein
armeliges, kleines
Kriegsind.



Wir haben die seltsame Weihnachtskrippe dargestellt —

Hummel, der immer fürs Praktische war
— er ist dann bald gefallen — der geht
als erster nahe ran und sagt: „Leben tut
es wirklich! Na, Mähheit, da hätten wir
ja nu unser Christkind weg!“

„Und wo sollen wir nun damit hin?“
fragt Leutnant Hartmann.

„Hierher“, ruft einer und hat auf der
Holzstange des Leutnants aufgetürmt, was
er nur an Mänteln und Uniformröcken hat
erreichen können. Da liegt das Christkind
nun und —

„Wenn es aufwacht, muß es was zu
trinken kriegen“, sagt Hummel ernsthaft,
denn er hat viere zur Hand. „Aber was?“

„Büchsenmilch!“ meint einer.

Es ist zum Lachen. Seit Tagen haben
wir kaum einen Kanten Brot und da faßt
einer was von Büchsenmilch. Große Pause,
alle denken nach.

„Die drüben hätten welche“, wagt schließ-
lich einer zu sagen. . . . Und nach langem
Hin und Her hat das Christkind gesiegt. Wir
dürfen versuchen, mit einer weißen Flasche
die drüben, die Feinde, um eine Büchse
Milch zu bitten.

Erst wollten natürlich alle hinüber, und
dann lauerten wir, daß die beiden, die das
Los getroffen hatte, zurückkämen. Es
dauerte, dauerte. . . . Mensch, wenn sie die
drüben behalten haben, als kleine Weih-
nachtsfreude. . . .

Aber da kommen sie ja. Sie strahlen wie
leibhaftige Weihnachtsmänner und erzählen,
daß die Tommys sich hochanständig be-
nommen haben. Natürlich war großer
Klimbim, wie wir uns das ausgemalt
hatten. Aber alle haben was mitgegeben
— Zigaretten und Schnaps und Büchsen-
fleisch und Weißbrot und natürlich die
Milch. „An den Herrn Leutnant von dem
Herrn Leutnant drüben einen Weihnachts-
gruß. . . .“

Das wurde der heilige Abend 1917 im
Schützengraben vor Ypern. Wir hatten
keinen Weihnachtsbaum und keine Lichter,
wir hatten keine Post von Zuhause be-
kommen und überhaupt nichts. Und trotz-
dem werden alle, die dabei waren und den
Krieg überlebten, dieses Weihnachtsfest nicht
vergessen. —

Am 26. Dezember siegte das Trommel-
feuer wieder ein.



„Das da? Das ist meine Schwester Ilse, die
vermutlich den gleichen Zug nehmen wollte, um
nach Groß-Mehlhorn zu reisen!“

Und so lächelte alles zur Zufriedenheit auf.
Es wurde ein Gedächtnisbild gemacht und als es Zeit
zum Spätzug wurde, blieb Professor Wendt,
der korrekte Gelehrte, nicht etwa trauernd auf
dem Bahnsteig zurück, sondern kieg kurzerhand
mit ins Abteil der jungen Leute — Richtung
Groß-Mehlhorn. Die Jugend hatte ihn über-
zeugt —

Und noch eine andere Heberzeugung datiert
von jenem fröhlichen Christabend her: Professor
Wendt ist durchaus nicht mehr sicher, daß Christ-
fest im Junggesellenstil die schönsten Weih-
nachtsfeiern sind. Jedenfalls macht er seiner
jungen Frau Ilse, geborenen Mansfeld, gegen-
über gar kein Fehl daraus —



Der Kandidat

Von
Dr. Fritz Bartmann

Er hieß Michael und war der älteste Sohn des Schulmeisters Steiner. Der Vater hatte ihn studieren lassen, damit er einmal etwas Nützliches würde, etwa ein Professor oder ein großer Rechtsgelahrter. Kein Wunder, daß ihm diese heimlichen Wünsche und Träume anhängen, als er mit 18 Jahren sein Studium begann.

Eine starke Selbstüberhebung thronte als hochmütige Linie in seinem noch unreifen Gesicht. Seine Worte hatten einen näselnden Klang. Sie waren fremdländisch gefärbt, doch innerlich unverstanden trotz ihrer Maske. Daneben war dem jungen Mann noch eine schaupielerische Seite eigen: seine Hände, die schön und gepflegt waren, spielten zeitweilig in der Luft.

Die Frauen liebten ihn in seiner schlanken Gestalt und vielleicht auch wegen seiner schönen Augen, die in sich das Licht des Tages und den matten Glanz der Nacht zu vereinigen schienen.

Aus seinem schmaltzigen Gesicht flammte ein weich geschwungener Mund, der, wenn er lächelte, eine Reihe herrlicher Zähne aufblenden ließ.

Seiner Natur nach war er glücklicher Lebensbejaher. Er liebte die Musik und spielte selbst leidenschaftlich. Puccini wärmte ihn mit seinen sinnlich trunkenen Melodien, Strauß lächelte ihn an wie ein Till Eulenspiegel und Wagner begeisterte ihn in seiner formgebundenen Ton-schönheit, der Wucht seines Klangkörpers. Er war ihm der deus ex machina unter den Musikern.

Im Konzert saß er, den Kopf in die Hand gestützt oder die Partitur auf den Knien, in lauschender Andacht. Ueber seinem Gesicht lag dann ein Hauch von unendlicher Ferne und glühender Sehnsucht. Das Blut mochte seine Lippen in ihm oder gewaltig in ihm brausen. In solchen Augenblicken war er schön.

Es gab wohl keine Sportart, die er nicht ungefähr beherrschte. Im Sommer luden die Berge zu Wanderungen und Klettertouren, die Seen und breiten Fluß-bänder zu ausgedehnten Bootfahrten, und im Winter trugen ihn die Skier über die weißen Schneefelder in teuflischen Sprüngen und reißenden Schwingen. Begreiflich, daß ihm anfänglich das Studium der Rechte wenig zusagte. Es war ihm begrifflich zu abstrakt, zu hölzern, zu lebensfern. Die Paragraphen schienen ihm wie tote Masken, geschminkt mit einer schönen Farbe, doch ohne Lebensganz und ohne Herz. Ein einziger Professor hatte sein volles Vertrauen, seine ehrfürchtige Zuneigung gewonnen, ihm den rohen Stoff elastisch gehogen, ihn in eine flüssige Form gegossen. Sein leuchtendes Vorbild half ihm die Klippen trodener Schulweisheit zu überwinden. Für-wahr, es war ein Genuß gewesen, ihm zuzuhören, wie er die Geschichte der Rechtswissenschaft lebendig erscheinen ließ, mit scharfem Meißel aus einem Brocken rohen Gesteins ein Bild entwarf vom Kampf und Lebensdrang der Völker, ihrem Streben nach Recht und Gerechtigkeit.

Mit dieser Vorlesung über die Einführung in das Recht hielt der Vater Michaels Berufung zum Juristen gegeben. Und Michael glaubte selbst daran. Doch bald ließ sein Verneiner nach; sein Interesse schien erheblich gemindert. Nach seinem Gesicht zu urteilen, war er un-schlüssig und unfroh bei seiner Arbeit. Einzelne Begriffe waren ihm kraftlos und unverständlich geblieben. Er hatte versucht, sich mit Fleiß in die spröde Materie einzu-fühlen und war dann kampflos matt geworden.

Mit sechs Semestern Studium war er das erste Mal in die Prüfung gegangen. Es war ihm wohl damals etwas

im Traum beantwortet, er wußte nicht, ob falsch oder richtig. Es war ihm nur merkwürdig und geradezu wider-sinnig erschienen, weshalb dieser Mann in seiner Toten-maske mit seinen kläglich Beistern über sein Wohl und Wehe entscheiden sollte. Wo doch überhaupt kein Leben in ihm steckte, so meinte er. Waren es wirkliche Richter des Lebens, kundige Zeugen des täglichen Geschehens, würdige Beurteiler seiner Problematik? Ob sie auch einmal so jung gewesen waren wie er, so blutvoll jung und lebens-hungrig, so voller Reugier und unbändig voller Kraft? Nein, er glaube es nicht. Sie schienen ihm eher wie Puppen aus einem Marionettentheater, die man am Fäden zog, wenn sie sich bewegen sollten.

Aber immer wieder hatte ihn der Totenschädel an-gegriffen und er war bis zum Urteilspruch sitzen geblieben. Er hörte ihn nur halb und einige Worte fielen ihm später ein, als er wieder draußen auf der Straße stand, über die ein Streifen Sonnenlichts hinwegglutete. Man hätte be-dauert, ihn nicht bestehen lassen zu können, denn seine Kenntnisse seien verschiedentlich von starken Lücken durch-setzt gewesen — oder so ähnlich hatte es geklungen. Und dann war ein Wort gefallen, er könne nun selber nicht mehr zur juristischen Staatsprüfung zugelassen werden und müsse sich nach einem anderen Beruf umsehen. Ja, im Augenblick war ihm dies leicht gesprochene Wort wieder deutlich gegenwärtig. Er sah sogar den Mund, der es sprach, den goldbezahnten, blutleeren Mund, und hörte so-gar den Klang der Stimme, den schrillen, unmelodischen Tonfall. Und es schien ihm fast, als hätte er Freude ge-habt, dieser Mund, gerade diesen vernichtenden Satz mit einer fast jonglierenden Grazie zu sprechen.

Und dann war er über die Berge gewandert, über die die Sonne ihren Strahlenfächer ausgebreitet hatte, und all-

mählich hatten sich seine Züge aufgeheitert. Langsam hatte sein Blut wieder zu pulsen begonnen und fast hätte er lachen mögen. Anfänglich war es nur ein ersticktes, znni-sches Lachen gewesen, aber dann war es heller geworden und schließlich in einem Lachen ausgeklungen. Und alle Blumen hatten ihn angelacht, alle Bäume hatten zu lästern begonnen und selbst die Vögel blieben nicht stumm in ihrer seligen Freude. Wenn ihn so der Vater sah, hätte er glauben müssen, die ganze Welt stünde seinem Sohn jetzt offen, und doch war alles anders, so viel anders. Was doch das Leben für ein närrisches Spiel trieb!

Je näher er dem Dorfe kam, um so mehr fielen seine Hoffnungen zusammen. Wie gelähmt und halb gleitend ließ er sich den Berg hinuntertragen, riß sich die Hände an den Bäumen blutig und sah weder links noch rechts. Und doch konnte er den Weg wie kein zweiter. Nebelschwaden hingen bereits über den Wiesen und mit dem Wehen des Windes wirbelten trodene Blätter durch die Luft. Man schrieb bereits Oktober. Die Gassen lagen schon im Dunkel und das war gut so. Ueber die Schwelle des väterlichen Hauses fühlte er sich wie ein Mäher und dann brach er zusammen. Man hatte ihn aufgehoben und ins Wohn-zimmer getragen. Der Vater hatte ihm begütigend auf die Schulter geklopft und ihn den Kopf hochhalten ge-heßen, und die Mutter hatte geschluchzt, doch kein Wort des Unwertes war gefallen, kein Wort des Tadels, nur Trauer war durchgedrungen, ein Tropfen Herzblut war mit verspritzt für den Einzigen, den Stolz der Familie.

Aber am nächsten Tage hatte es wieder zu rumoren begonnen. Gefällige Mäher taten sich auf und spien ihren Schweiß in die Umwelt. Im Stadtrug sprach man beim Kartenspiel davon, die Wädeln erzählten sich über die Hecken. Man hatte ihn sogar zu fragen gewagt, wie es denn mit seinem Examen stünde, und ob er nicht bald dran wäre, obwohl sie wußten — alle wußten.

O, wie er sie haßte, diese Schurken, dieses Unter-menschentum, das sich seines Untergangs freute. Lange hatte er es nicht aushalten können unter ihren gefälligen Blicken, und er war losgewandert, der sinkenden Sonne entgegen. Man fand ihn, seit Tagen vermisst, abgestürzt, das Häutchen voller Edelweiß. Er schien im Tode zu lächeln.

Der Pullover oder die Freundschaftsprobe

Von E. L. Ruhn

Im Oktober hat Herr Müller Geburtstag. Aber Frau Classen, das ist die beste Freundin von Frau Müller, meint, es ist besser, schon im Mai mit dem Stricken des Pullovers anzufangen, der Herrn Müllers in die Weite streckenden Bauch und andere Körperteile an seinem drei-fünfundzigsten Weigenfest umspannen soll. Frau Classen, natürlich, die würde trotz ihrer vier Kinder so einen Pullover in höchstens drei Wochen hinstricken. Aber, lieber Gott, die kleine Frau Müller ist ja immer ins Büro ge-gangen, bevor sie geheiratet hat, und dann hat sie hinter-einander die zwei kleinen Kinder getriggt, da hat sie das Pullover-Stricken auch nicht lernen können, aber jetzt sind die Kinder aus dem Allergroßraum raus, jetzt soll sie es ruhig mal probieren. Und im stillen, natürlich nur ganz im hinterst-versteckten Geleise, denn schließlich nennt sie sich Frau Müllers beste Freundin, denkt Frau Classen: „Soll sich mal ruhig ein bißchen blamieren bei ihrer Strickerei, die eingebildete Fiege, die meint, sie sei was Besseres, weil sie sich in ihrem Büro ein paar Redensarten aufgeschnappt hat.“

Ob sie weiß, was sie bedeuten, ist noch 'ne andere Frage. Die soll mal ruhig merken, wieviel Kilometer ihr noch fehlen zur perfekten Hausfrau! Aber wie gesagt, das denkt sie bloß, weil das doch schon sehr erleichtert, wenn man heimlich ein bißchen gereizt ist. Und darum ist es auch gar keine Charakterlosigkeit, wenn Frau Classen sorglich rät, den Pullover schon im Mai zu beginnen, wenn sie selbst mit Frau Müller in den Kleinen, aber billigen Laden geht — einen Shop, den sie vor nicht-fernen Freundinnen grimmig hütet —, und sie freut sich herzlich, aber nur ganz, ganz geheim, daß ihre beste Freundin, diese angeblich durch-aus moderne und kluge Frau, ein ebenso ängstliches wie schon dumm zu nennendes Gesicht dabei macht. Ach, Frau Classen strahlt — ist es Wut, daß sie helfen kann — ist es Triumph, daß sie, gerade sie in diesem Falle helfen muß? Von beidem ein bißchen: „Aber, Frau Müller, nur mal nicht ängstlich, ist ja ganz leicht, Sie sind ja so klug, die Abkürzungen, die werden Sie doch gleich raustriegen — r und l, rechts und links, und dann a ist abheben und v ist verstränkt und z ist, da müssen Sie zwei zusammen-stricken, und h, da müssen Sie bloß von hinten reinstecken statt von vorn, das gilt natürlich nur bei rechten Mäßen, und g — da stricken Sie mal bloß 'ne Reihe ganz glatt runter — ist doch einfach, nicht?“ — Frau Müller faßt es etwas im Kopf, sie denkt, wenn ich mal bloß noch wüßte, wie man überhaupt Mäßen aufschlägt, bin schon so lange aus der Schule, und ob Classens Marie auch ordentlich auf die Kinder aufpaßt und, ach Gott, ich muß ja auch noch was zum Nachtessen auf dem Heimweg mitnehmen und ich darf mir doch um Gottes willen vor dieser auf-geblähten Pute, der Classen, die nächsten noch vor Einbildung plakt, dieses Haushaltstier, nicht anmerken lassen, daß ich nichts von dem verstehe, was sie da quatscht, wird schon irgendwie gehen mit dem Pullover-Stricken — und so setzt sie ihr gewinnendstes Lächeln auf und sagt: „Aber natürlich ist das einfach, ich hab' wirklich keine Angst!“

Am nächsten Morgen, wie Herr Müller und Herr Classen im Geschäft sind, huscht Frau Classen zu Frau Müller rüber. Sie ist doch grenzenlos neugierig, ob und wie die Müller zu Streich gekommen ist mit ihrem Muster. Frau Müller hat sich gestern Abend eine Viertelstunde in einem gewissen Dertchen eingeschlossen — sie hat Leibweh gespielt —, bloß, um mal ungehört ausprobieren zu können, wie Mäßen aufgeschlagen werden. Sie hat es reiflos ver-lernt. Wie sie wieder rausgekommen ist aus dem Dertchen, hat man wirklich an ihr Bauchweh glauben können, so schmerzhaft war das Gesicht verzogen. . . Nun muß sie also doch diese patentierte Musterhausfrau bitten, es ihr zu zeigen. Natürlich hat sie erwartet, daß diese neugierige Person kommen wird. Sie ist wütend, darum bestraft sie ihre beste Freundin mit dem bezauberndem Lächeln, für das sie sich sonst nur zu feierlichen oder geschäftlich-ernsten

Gefahrenen anstrengt. So ganz gönnt sie der besten Freundin den Triumph nicht, darum meint sie so neben-her, ungeheuer geräuschvoll an ihrem kleinen Herd han-tierend, sie habe gestern Abend nicht die nötige Geduld gehabt und ob Frau Classen nicht so lieb sein wolle und ihr rasch mit dem Mäßen anfangen. Die fremdliche Frau Classen ist natürlich „schrecklich gerne“ dazu bereit, aber sie ärgert sich doch etwas, weil Frau Müller natür-lich wieder viel zu eingebildet ist, einfach so sagen, daß sie nicht Mäßen aufschlagen kann, und deshalb droht sie, als ihr die Müller das Strickzeug bringt, schallhaft mit dem Finger und laßt: „Aber, liebes Mäßenchen, mir können Sie's doch schon sagen, daß Sie nichts von Stricken ver-stehen.“ Aber Frau Müller ist, wie gesagt, bereits wütend und sie gehört auch nicht zu den Glücklichen, die ihre Bos-heit für sich verzeihen, und darum reißt sie Frau Classen das Strickzeug aus der Hand und sagt: „Ich werde auch ohne Ihre anmaßende Hilfe mit dem Pullover fertig werden!“ Frau Classen erhebt sich wortlos und schlägt die Tür hinter sich kräftig zu.

Frau Classen und Frau Müller sind demnach „ver-feindet“. Frau Müller macht sich am nächsten Tag mit ihrem Strickzeug und den Hieroglyphen auf — diesmal muß sie auch die beiden Kinder mitnehmen, weil sie nie-mand hütet —, um sich in dem billigen Geschäft Anwei-sungen zum Aufschlagen der Mäßen geben zu lassen. Sie muß diesen Weg noch oft gehen im nächsten halben Jahr, und die Pulloververwebung der hellgrauen Strickwolle ist ein Martyrium, gemischt aus Schicksalstiden, verzweifelterm Fleiß, Mergel und Tränen. Tagtäglich ist jedenfalls, daß Frau Classen am Abend vor Herrn Müllers Geburtstag ein er-schütterndes Weinen aus der Müllerschen Wohnung heraus-tönen hört. Frau Classen ist auch nicht glücklich — es macht ihr keine Freude, mit Frau Müller verfeindet zu sein —, denn schließlich hat eine Feindschaft nach einem halben Jahr den Reiz der Neuheit verloren — eine Feindschaft ist nur erquickend, wenn sie einem Stoff zur Aergernis oder zur Freude gibt.

Ach, Frau Classen wünschte so sehr, mit Frau Müller wieder in jenen Zustand von „bester“ Freundschaft zu kommen, der auf dem sicheren Grunde von Bos-heit verankert war und aus ihr seine reizvolle Dauer er-halten hatte. . . Frau Classen ist, wie schon gesagt, ein grenzenlos netter und guter Mensch. Darum schellt sie auch in dieser Oktobernacht kräftig und unverzagt an der Müller-Tür. Und nach einer Weile öffnet Frau Müller, und als sie Frau Classens besorgtes Gesicht erblickt, wirkt sie sich ihr schluchzend um den Hals. Was war geschehen? Frau Müller hatte noch vierzig Louren an dem rechten Ärmel zu stricken — sie hatte sie wegen eines Fehlers vorhin wieder aufziehen müssen, sie war so grenzenlos nervös — und morgen hatte Herr Müller Geburtstag! Frau Classen nimmt das Strickzeug an sich und sagt ganz ruhig: „Sie dummes, kleines Frauchen, regen Sie sich mal wegen anderer Sachen auf. Morgen früh um halb sieben haben Sie den Pullover.“ Frau Classen strickt wie der Teufel, wie Mäßenmalkosen rasen ihre Mäßen — in anderthalb Nachstunden hat sie's geschafft. Der hellgraue Pullover liegt am nächsten Morgen neben der Torte mit dem Aufdruck „53“, er wird von Herrn Müller, aber auch von Peter und Heinz bestaunt, und Herr Müller zieht ihn gleich mal über und findet, er mache seinen Bauch direkt schlant, bloß Frau Classen, die dabei steht, steht mal ob und zu ein kleines Fehlerchen im Muster, das einem nicht so intimen Kenner der Strickerei entgeht, aber der Gesamt-eindruck bleibt gut und schlau. Und als Herr Müller im Geschäft ist und die Frauen allein sind, da drückt Frau Müller Frau Classen die Hand und sagt ergriffen: „Danke schön!“ Aber Frau Classen wehrt mit ihrem schönsten Freundschaftslächeln: „Lassen Sie mal, kleine Frau, dafür können Sie mich einfache Hausmutter mal wieder mit ihrer berühmten Bildung füttern.“



ängstlich zumute gewesen und das Gefühl einer erdrücken-den Verantwortung hatte ihn verwirrt und ihm den Kopf schwer gemacht. Jedenfalls hatte er nicht bestanden. Als man ihm das Ergebnis mitteilte, war er wie ein Halbtirer und wie mit geschlossenen Augen hinausgegangen.

Er hatte damals Monate gebraucht, um sich von diesem Schlag zu erholen, denn faul war er nicht gewesen und seine Freunde hatten sogar gemeint, er hätte die beste Chance gehabt, mit „gut“ zu bestehen. Das war bereits vor einem Jahr gewesen und nun stand er wiederum vor seinen hohen Richtern, nervös und bleich, doch mit aus-geprägten Zügen und als Mensch gereift.

Die Prüfungskommission war eine andere gewesen als vordem, ein paar jüngere, bürre Wissenschaftler neben einem Praktiker und dem Vorstehenden, der ihn wie der Tod anstarrte mit seinen mittelblauen Augen. Seine Züge waren starkknöchig, die Gesichtshaut mit Blutaderchen überlaufen und die Haare spärlich und dünn. Sie lagen müd und angetanzt über dem mächtigen Schädel, der sich an eine nervige Hand anlehnte. Der Steiner Michael hatte immer nur diesen Schädel und dies bürre, verhäufelte Männchen betrachten müssen. Die Fragen hatte er haß

Reise

Tafel

igen La

Eb

vo

bin

we

gr

ih

un

Me

Mo

mi

Fr

re

gr

So

br

re

Sie

sch

Na

un

lie

Diese

Bielheit

es wohl

geschaffen

soviel G

Reinem

lungen,

ragen d

denfeste

lität in

preuße

sich stets

Währen

reife ge

reisen si

ja noch

damit zu

aufzulau

Charakt

männig

entwede

schiede

lagenum

Wir ha

heit, ih

formen

Die G

ischen

Tapferen

rafung

die in

gelpfist

lieren, h

grotest

gezogen

Gegen

Die S

dem Sp

und Sti

läßt ma

schußla

aus itge

ben fö

gebirge

Bretter

Die

Sommer

ein paar

schönste

Weihe

unterm T

Die No

dazu, daß

manche

wurden, d

terzen und

dem Tann

die Krippe

betenden

Dochlein

Ein ge

sonders

Reisen in Deutschland

Joseph Ponten hat einmal von der deutschen Landschaft gesagt:

„Tiefe Ebene, niedriges Gebirge, hohe Ebene, Hochgebirge — so baut sie sich vom Meere herauf auf. Ist nicht Gebirgsland wie die Schweiz und Norwegen, kein Flachland ohne Gebirge wie Rußland, Holland, Dänemark. Beide große Architekturgedanken arbeiten an ihr. Das deutsche Land hat große Flüsse und sendet ihr Wasser zu den großen Meeren im Norden und den blauen Meeren im Süden.

Hat Seen zu Hunderten, nicht zuviel wie Schweden, nicht zu wenig wie Frankreich. Die geheimnisreiche Föhre reicht von Norden, die stachelige, immergrüne Steineiche von Süden herein. Sonnentrinkender Mais glüht bei Innsbruck, die Mandel blüht und die Feige reift am Oberrhein. Das Maultier des Südens schreitet auf den Saumpfad seines Hochgebirges und der Hering des Nordens berennt seine Küsten. Es hat gefaltete, getürmte Gebirge wie Italien und seit unvorstellbarer Zeit ungestört liegende Landtafeln wie Rußland.“

Diese Worte eines Künstlers fassen die Vielheit deutscher Landschaft zusammen, wie es wohl in ähnlicher Weise kaum vorher geschehen ist. — Kein anderes Land vereint soviel Gegensätzliches in seinen Grenzen. Keinem anderen Volk ist es aber auch gelungen, diese Gegensätze im Volk hervorragend auszugleichen. Trotz aller Verschiedenheiten sind doch die Bande der Nationalität in Deutschland so stark, daß der Ostpreuße, der den Rhein kennen lernen will, sich stets den Rheinländern verwandt fühlt. Während Ausländer nach einer Deutschlandreise gern behaupten, es war ihnen, als reisten sie durch verschiedene Länder.

Die geographischen Unterschiede sind nun ja noch viel größer. Wir brauchen uns nicht damit zu begnügen, im Sommer zwei Küsten aufzusuchen, die einen gänzlich verschiedenen Charakter haben, und zur Weinslese in die mannigfaltigen Weingebiete zu fahren, um entweder das Mittelgebirge in seinen verschiedenen Schönheiten oder Deutschlands lagenunwobenen Flüsse kennen zu lernen. Wir haben auch noch im Winter Gelegenheit, ihn in seinen vielen Erscheinungsformen kennen zu lernen.

Die Ebenen verlocken förmlich zu winterlichen Wanderungen und stellen dem Tapferen immer wieder eine neue Ueberreizung an den Weg. Die Wälderbüschel, die in halbdunklen Sommernächten ihren gespenstischen Charakter niemals ganz verlieren, sehen in dem weißen Schneefeld nur grotesk und lustig aus. Wie zu warm angelegene Kinder, die nun unsicher durch die Gegend tappen.

Die Mittelgebirge scheinen — mindestens dem Sportler — ausschließlich fürs Rodeln und Skilaufen geschaffen. Mit Mühe überläßt man einen Bergsee einmal den Schlittschuhläufern. Die vielen anderen aber, die aus irgend einem Grunde nicht Sport treiben können, wissen die Vorzüge des Mittelgebirges im Winter auch ohne Rodel und Bretter zu schätzen.

Die Hochgebirge locken nun schon im Sommer ungezählte Tausende an, die sich in ein paar kurzen Wochen in der — für sie — schönsten Umgebung aufhalten wollen, im

Winter aber scheint die Zahl der Besucher immer noch zu steigen. Worte vermögen ja von der Herrlichkeit eines Wintermorgens in den Bergen, auf den Hütten gar nichts wiederzugeben. Wenn die Luft ganz klar ist, die Sonne viel heller leuchtet als jemals unten im Tal und alle Kimmernisse etliche Meter tiefer gestiegen sind. Das Wunder geschieht auch jedesmal. Wenn man wieder zu Tal fährt, haben sich die Sorgen verlaufen. Und es dauert immer einige Tage oder gar Wochen, bis sie wieder zu ihrem Besitzer zurückfinden. Dann muß man eben wieder in die Berge fahren.

L. R.



Der erste Schnee

Das Dörf in Snee

Von Klaus Groth

Still as können warme Del,
ligger dat Dörf in witten Snee,
Mant de Eern slöppt de Vel,
kennert Is de blanke See.

Wicheln stat in witten Haar,
Spegelt slapt all de Köpp,
All is ruhi, sold un klar,
As de Dob, de ewi slöppt

Wit, so wit de Dgen redt,
Nah en Leben, nah en Lut;
Blau na'n blauen Heben trekt
Sach de Rot nan Snee herut.

Ich muß slapen, as de Bom,
Sünner Weh un jünner Lust,
Doch dar trekt nu as in Drom
Still der Rot to Sus.

Es ist ein Reis entsprungen.

Es ist ein Reis entsprungen
aus einer Wurzel hart,
wie uns die Alten jungen,
aus Jesse kam die Art,
und hat ein Blümleinbracht
mitten im kalten Winter
wohl zu derselben Nacht.

Das Blümlein so kleine,
das duftet uns so süß,
mit seinem hellen Scheine
vertreibt's die Finsternis:
wahrer Mensch und wahrer Gott,
hilf uns aus allem Leide,
rettet uns aus Sünd' und Tod.

(Alte Weise von 1599.)

Das Erlebnis der Berge

Wer sich den Winter im Gebirge unfreundlich und kalt vorstellt, begeht einen großen Fehler, der sich zu seinem eigenen Schaden auswirkt; denn er hat noch nie die Wirkung und den Zauber einer Schneelandschaft erlebt.

Mit dem Wort Bergwinter atmet verbinden sich bei mir die schönsten Erinnerungen an Sonne, Licht und Schneelandschaft. Man muß ein paar Tage draußen im Gebirge wohnen können, um wahrhaft den Winter in seiner ganzen Größe zu erleben, seine majestätische Kälte und Strenge, aber auch seine verborgene Schönheit und Milde, ja, beinahe Lieblichkeit. Ist es nicht lieblich und zart, wie der Winter mit seinem Schnee jeden Baum und Strauch, jeden Ast und jede Tannennadel bedeckt? Könnte eine Mutter ihr Kind sanfter und gütiger beschützen, könnte ein Vater ein Bild so fein auszeichnen, wie der gestrenge Herr Winter seine Natur?

Ich trete aus der warmen Stube auf den Pfad, der durch den Wald auf die Berge führt. Geblendet sehe ich im Schnee von der strahlenden, reinen Helligkeit des Tages. Kaum wage ich zu gehen, um das weiße, laubere Kleid, das Gott der Erde frisch angezogen hat, nicht zu zerstören. Unter jedem meiner Schritte knirscht es leise, als wollte man mir zuflüstern: „Nimm dich in acht, wir tragen unser Festgewand.“ Und dieses Festgewand wird beleuchtet und erwärmt durch eine Sonne, durch eine strahlende, glänzende Sonne, die sich über das Unschuldseid ihres Erdentandes freut. Sonne und Schnee bemühen sich um die Wette, dem alten, bärtigen Herrn Winter gefällig zu sein.

Ich gehe weiter durch den Wald und atme, atme die frische, reine Luft des Winters. Der Schnee hat den Staub und Dunst, der über der Landschaft lagerte, unter sich begraben. Nun können wir atmen. Wer weiß, daß man Luft schmecken kann? Ich habe im Winter Luft schmecken gelernt, und ich wünsche, alle Menschen könnten einmal Luft schmecken lernen. (Wie eigentlich sie schmeckt, kann ich leider nicht beschreiben, das muß man selbst erleben und dann wird man es nie vergessen.)

Die Sonne steht im Zenith und ich wandere. Was das im Schnee bedeutet, kann man oft abends zu Hause an seinem Gesicht feststellen, falls man es nicht mit Fett eingerieben hat; aber auch wenn man es getan hat, kann man es manchmal feststellen. Das Gesicht glüht grad' wie die Sonne am Mittag, als wolle es die aufgelogene Sonne wieder austrahlen, was bei mir — da ich ja keine Sonne bin — ein etwas schmerzhaftes Unterfangen ist. Ich habe den Sonnenbrand!

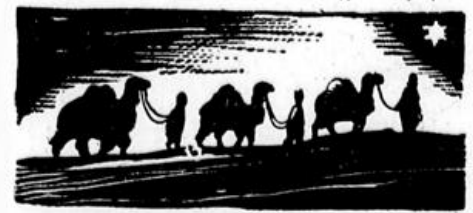
Salva.

Weihnachtskrippen

unterm Tannenbaum

Die Notzeiten der letzten Jahrzehnte führten dazu, daß sich die Weihnachtsfeier vertiefte und manche Symbole aus langem Schlaf erweckt wurden, die fast vergessen waren. Adventstergen und -stränge strahlen wieder und unter dem Tannenbaum leuchten jährlich zahlreicher die Krippen mit der heiligen Familie, anbetenden Hirten, heiligen drei Königen, dem Ochsen und Eseln.

Ein geheimnisvoller Märchenzauber liegt besonders für die Kinder in diesen plastischen Figuren, die nicht Spielzeuges an sich haben, sondern fromm und still dastehen oder knien, die aber doch irgendwie naturwahr sind und das „Christ ist geboren, freue dich, o Christen!“



heit“ so anschaulich nachbringen. Im frühesten Mittelalter war es weihenolliche Aufgabe der Kirche, die Krippen — möglichst in Lebensgröße — aufzubauen. Aber bald zogen sie in die Familien ein, die das Festkind mit seiner Mutter und den Anbetenden dicht bei sich haben wollten. Sämtliche Familienmitglieder beteiligten sich an der Herstellung der Krippe und die kleinen Kinder mußten wenigstens die Sterne vergolden helfen oder die Engelsflügel dunt bemalen. Jedes Jahr wurde etwas neu hinzugefügt und das Alte anders aufgestellt. Moos, Sand und Steine bildeten das einfache, aber lebendigmachende Material, die Figuren waren aus Holz oder Wachs geformt und mit richtigen Stoffen bekleidet. Die Krippe selbst bestand aus Holz und barg edles Stroh fürs Festkind, und die Hütte war mit Stroh gedeckt. So bastelten Bauern und Bürger ihre Krippen selbst zusammen und niemand verfehlte, die eigene Zeit in der heiligen Geschichte auferstehen zu lassen. Gewänder und Architektur wandelten sich mit Stil und Mode — die heilige Weihnachtsgeschichte wurde nicht vom Standpunkt der Historie, sondern des Mittelalters betrachtet.

Kunst- und kulturgeschichtlich tut sich hier ein einziges Gebiet auf, das uns Zeit und Volksleben offenbart. Die Zeit des Barock brachte wie überall auch hier eine Uebermenge der Ein-

fälle. Aus der einfachen Hütte mit wenigen Figuren wurde eine richtige Landschaft, in der logar Seen und Wälder, Felsen und Dörfer nicht fehlten. Außer den Figuren die Familie, der Hirten und Könige fanden sich nun auch Darsteller des übrigen Volkes ein — Jäger, Dorfchulken, Mönche, Nonnen, Kranke und Verurteilte, Bauern und Edelleute, ja, selbst der Teufel. . . . Je alle kamen herbei und fast verdrängte das Christkind hinter der Masse seiner Anbeter. Der Humor spielte ebenfalls seine Rolle und die Bruntliebe führte zu zwar wohlgemeinten, aber sinnlosen Veränderungen der Weihnachtsgeschichte. Das Christkind erhielt leibende Windeln und eine juwelenbesetzte Krone und Maria trug von hartem, goldbesticktem Brokat. Häufig wird die heimliche Landschaft im Hintergrund nachgeahmt. Und auf einigen Titeler Weihnachtskrippen kann man hierdurch ihren Herkunftsort genau bestimmen.

Eine völlige Veränderung brachte die Sitte mit sich, zur Gestaltung der bethlehemitischen Landschaft überzugehen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fand man es passender, eine naturalistisch-historische Weihnachtsgeschichte darzustellen, und mit vieler Mühe wurden nun Figuren von nie geheimer Form aus der einheimischen Sandunterlage. Kamele und Elefanten in erlautlichen anatomischen Variationen

tragen Negers- und Araberfüßen herbei. Aber eine gewisse Einseitigkeit war dabei nicht zu umgehen, der persönliche Wert, die nahe menschliche Einstellung war dahin und damit schwand auch die Freude an der Arbeit selbst. Die gekaufte Krippe war nur ein spärlicher Ersatz und allmählich verfiel sie überhaupt. Wenige Familien nur hielten an dem alten Brauch fest und auch wenigen von diesen nur sagte er etwas. Die wenigen abgelaufenen Stellen des Deutstums die sich die alte Art unverfälscht erhalten haben — das ländliche Erzgebirge, Tirol, Thüringen, der Bayerische Wald — sie pflegten im Stillen die fast vergessenen alten Sitten. Sie geben sie uns heute zurück, da unser Volkstum sich auf sich selbst bekennt . . .



Im Felsentempel

Von
Bernhard Angerhausen

Irgend jemand brachte das Gespräch auf Tom Hart und nannte ihn verrückt oder zum mindesten übergeschnappt. Robert Bentworth, der an diesem Abend merkwürdig schweigsam gewesen war, sah uns der Reihe nach an, dann zog er hastig an seiner Zigarre. Es war dunkel geworden in dem Zimmer und die rötliche Brennschale seiner Savanna ging wie ein seltsamer Stern auf und nieder.

„Ich kenne den genauen Unterschied zwischen verrückt und übergeschnappt nicht“, sagte er dann langsam und mit tiefem Ernst, „aber Tom Hart war damals weder das eine noch das andere, als ich ihn kennen lernte.“ Wir sahen Robert Bentworth überrascht an. „Bei meinem Aufenthalt in Kairo kam ich in der Halle des Hotels mit ihm zusammen und wir stellten uns gegenseitig vor.“

„Nur vollständig apathisch gegen die Außenwelt war er“, fuhr er dann fort, „für einen Kriminalisten von Welt. Er hatte eine etwas befremdliche Eigenschaft. Damals war sein Gesicht tiefbraun von der heißen Sonne und ich erinnere mich nicht, je wieder solche beglückenden und leidenschaftlichen Augen gesehen zu haben. „Sie haben jedenfalls von den Königsgräbern in Abydos gehört“, fragte er mich damals, „dort habe ich einen Kriminalfall entdeckt, der mir keine Ruhe mehr läßt.“ Dann fügte er nach einer Weile mit einem fernen, ungemein anziehenden Lächeln hinzu: „Im allgemeinen pflege ich nicht von meinen Fällen zu sprechen, aber ich bin hier gewissermaßen in eigenem Auftrag und ich glaube nicht, daß Sie die oder den Mörder warnen würden oder könnten.“

„Es handelt sich um einen Mord“, erklärte er mich in seiner trockenen und sachlichen Art auf, „um einen Mord, der vor vielleicht vierhundert Jahren an dem ägyptischen König Menes VI. verübt worden ist. Gestern Abend bin ich aus Abydos zurückgekommen, übrigens eine schreckliche Bahnfahrt, aber ich verbrachte die Nacht vorher dort in dem gewaltigen Felsentempel. Ich hatte keinen Begleiter, nur der Mond schien braun und unwirklich groß in das zerklüftete Gestein, in der Wüste heulten die Schakale. Die Mumie des Königs liegt sonderbarer Weise nur in einer Grabkammer, ähnlich wie es in Mexiko der Fall ist. Sie wissen doch, nun, die englischen Forscher, die die Ausgrabungen und die Bergung der Mumien leiten, hatten die goldene Gesichtsmaske des alten Königs entfernt, ebenso eine Menge goldener Ketten, denn die Kamelreiter sind hier räuberischer als sonstwo. Der Schädel des Pharaos ist so gut erhalten, wie es nach vierhundert Jahren nur möglich ist, aber ich bemerkte an der linken Kopfseite einen Eindruck der Decke, wie ihn nur ein tödlicher Schlag mit einem Beil oder einer ähnlichen Waffe herbeiführen kann. Es ist kein Zweifel, daß Menes ermordet worden ist. Die Verletzung des Schädels ist nicht nachträglich ausgeführt worden, das sagen mir alle Merkmale, und kriegertische Verwundungen gab es zur Zeit des Menes nicht.“

„Über wenn Menes VI. ermordet wurde, dann wird man doch schon damals die Täter gefaßt und hingerichtet haben!“

„Ich glaube, mit diesem Einwand seine Kombination illusorisch gemacht zu haben.“

„Eben nicht“, antwortete Tom Hart, und er sah mich dabei durchdringend an, „in diesem Falle hätte man die Köpfe der Hingerichteten — ich möchte vorläufig noch in der Mehrzahl sprechen — mit in die Grabkammer gegeben. Aber die Herren Boswell und Prinks versichern in ihren Publikationen über das Königsgrab, daß nichts außer den Kopfstücken entfernt worden ist. Und Verbrecherköpfe kann man ja wohl nicht als Kopfstücke bezeichnen, wenigstens nicht, wenn man Professor der Archäologie ist.“

„Ich muß allerdings erwähnen, daß Tom Hart dann eine Bemerkung machte, die mir etwas sonderbar schien, er sagte: „Dieser geheimnisvolle Fall reizt mich und hat mich so fest wie noch keine Aufgabe, aber ich glaube, ich werde die Mörder fassen.““

Ich hatte damals noch eine Woche Zeit für Ägypten, und nach zwei Tagen fuhr ich mit Tom Hart nach Abydos. Er sah in dem erdigen heißen Abteil wie ein Fieberfranker, rauchte mechanisch seine Pfeife und sprach kaum ein Wort. Es war abends, als wir ankamen, und die Beduinen machten wie immer erst ein großes Palaver. Dann kam einer in einem etwas weiseren Hail hinzu, sprach auf sie ein und plötzlich wurden alle ruhig. Ich sah, wie sie meinem Begleiter furchtsame und misstrauische Blicke zuwarfen. Ich kann gerade nicht sagen, daß ich große Lust hatte, schon in dieser Nacht zu dem Felsentempel hinauszumarschieren. Von Kairo aus kommt man fast in der Nacht in Abydos an, und ein Tag Bahnfahrt in den Tropen ist eine aufreibendere Strapaze als in Europa. Aber wo sollten wir in dem elenden Nest bleiben! Nun, ich brauchte nicht lange nachzudenken. Tom Hart eilte wie ein Besessener davon.

Damals war eine fürchterliche, tödliche Hitze in der Steppe. Zwar war die Sonne weg, aber drückende Schwüle lag dunkel und schwer auf den Sanddünen. Wirklich, der Mond war braun, schmutzig braun. Sterne waren kaum zu sehen, sie konnten diesen grauen Dunst nicht durchdringen. Uebrigens ich sagte, Tom Hart sei wie ein besessener davongerannt. Ja, besessen war er von seiner Idee, von dieser fast prähistorischen Mordtatsache, der wohl der seltsamste Kriminalfall aller Zeiten bleiben wird. Einer von diesen Burichen an der Station mußte wohl Tom Hart früher beobachtet haben, und nach Ansicht dieser Leute war er verrückt.“

Einer der Zuhörer Robert Bentworths ließ so etwas wie ein zustimmendes Brummen hören und unser Gastgeber sah uns plötzlich mit einem verführerischen Blick misstrauisch und ein wenig fremd an. Dann sprach er weiter, aber es war, als spräche er jetzt mehr für sich selbst.

„Die Lust schien sich plötzlich verändert zu haben, sie war flimmernd heiß und vollkommen trocken. Ich sah den Himmel niedrig und mit großen, gelben Sternen überfüllt, die Mondscheibe hing voll und tief über dem jactigen Grat uns gegenüber. Der Tempel war wie ein rechtgedigtes Loch aus einem gewaltigen Felsen herausgearbeitet. Gewaltige Steinbilder ruhten in jahrtausendlangem Schlaf

an der Vorderfront gerade unter uns. Eins dieser Bilder war noch ziemlich gut erhalten, und dieses breite Stein- gesicht schien uns anzulächeln. Es war ein spöttisches Lächeln. Ich blieb stehen, war wie gebannt, meine Knie zitterten.“

„Sehen Sie ihn an“, flüsterte Tom Hart neben mir. Er hatte meinen Arm gepackt und drückte ihn mit eisernem Griff. „Er hat uns schon bemerkt. Ich glaube, ich muß ihn fragen, er könnte mir sagen, wer es war.“ Dann schien ihm ein schrecklicher Gedanke zu kommen. „Vielleicht ist er es gewesen!“

Er ließ mich plötzlich los und ging gerade und tapfer auf seinen gewaltigen Gegenüber los. Jetzt erst be-



merkte ich am Fuß des Riesens eine kleine Türöffnung, den Eingang zu den Grabkammern. Wir kamen schnell dort unten an, es hat unseren Schuhen nicht gerade gut getan. Aus der Nähe bemerkte ich an den zentnerschweren Stein-

quadern der Front verschlungene Schriftzeichen, haben wie fliegende Kraniche und zierliche Tierbildchen.

Ihr alle habt im Britischen Museum die Mumien gesehen, und auch dort mitten in der großen Stadt, deren Geräusche bis in jene Abteilung dringen, ist man froh, wenn man wieder auf die Straße gehen und im Hotel lungen kann. Nun, dort bei Abydos, war nur dieser eine König Menes VI., den das Schicksal für Tom Hart auf- gepart hatte, oder diesen für ihn. Aber man kam nicht los davon, und ein paar Schritte weiter waren wir wieder im Banne dieses phinghaft lächelnden Steinwächters. Viel- leicht war es irgendein Hoherpriester, der den König er- morden ließ, oder es vielleicht selbst beorgte. Auch mich packte diese fixe Idee, wie viel mehr mußte es bei dem armen Tom Hart der Fall sein! Das Ganze erschien mir wie ein phantastisches Duell zwischen dem berühmten Kriminalisten und der jahrtausendealten, ewigen Ver- schlagtheit. Uebrigens, ich fand den alten König genau so, wie ihn mir Hart drei Tage vorher beschrieben. Hart besaßte die Mumie mit der Taschenlampe, denn da drinnen in der Grabkammer war es schaurig dunkel. Er ließ den grünen Lichtkegel auf den runden Schädel mit der verhängnisvollen Verletzung fallen. Es war totent- ringsum. Einige Kälte kroch an mir empor, meine von der Hitze verbrannten Glieder schienen zu Stein zu werden. Ich sah dann noch, wie Harts nervige Hand, die die Lampe hielt, zitterte und dann wartete. Aus dem schmalen, dunklen Spalt schien ein schwarzer Strahl zu zucken, dann wurde es plötzlich dunkel. Tom Hart hatte mit einem klagen- den Seufzer die Taschenlampe fallen gelassen und war mir in die Arme gesunken.“

Robert Bentworth beugte sich vor und zerdrückte den Rest seiner Savanna in dem zierlichen Porzellanteller. Dann trich er sich mit seiner schmalen Hand über das Ge- sicht, als wollte er eine Flut von trüben Gedanken hinweg- scheuchen. Seine Stimme nahm einen anderen Tonfall an, sie war heiser, und wir erkannten, daß er Tom Hart in jenen drei Tagen lieb gewonnen hatte.

„Ich weiß nicht“, schloß er seine Erzählung, „wie ich damals aus der Grabkammer gekommen bin. Aber es ging in Sekundenbruchteilen, doch ich hielt einen Sterbenden in den Armen. Was war eine von jenen Ripern gewesen, die die Franzosen drüben in Cochinchina Serpent de minute nennen. Ihr Biß tötet spätestens in einer Minute. Das Tier hatte sich wohl in der Zwischenzeit die Schädelhöhle des ersten Ägypterkönigs als Nest ausgesucht.“

Führe nicht in Versuchung

Von
H. A. Franke

Sie hatten sich ewige Liebe und Treue geschworen, der Oberbuchhalter Ernst Starke und die wohlhabende Jung- frau Erna Wille. Aber trotzdem war es unvermeidlich und un- erplich anders gekommen.

Sie hatten zusammen die „Undine“ besucht, und die Darstellerin der Titelrolle hatte Erna so gut gefallen, daß sie dieselbe unbedingt in der darauffolgenden Woche auch als „Martha“ sehen wollte. Ernst war, was bei seinem Beruf eigentlich nicht sonderlich wunder zu nehmen braucht, ein scharfer Rechner und fand, daß jede Woche ein Opern- besuch eigentlich etwas viel sei. Nun, für einmal konnte man das ja allenfalls durchgehen lassen. Als aber Erna wieder eine Woche später in den „Rigoletto“ wollte, winterte er entschieden ab. Nein, das ging entschieden zu weit. Erna wußte doch, daß er am kommenden Ersten die Verlobungs- ringe kaufen wollte. Und was kosteten erst einmal die Möbel? Und die sonstigen vielen Sachen und Kleinig- keiten?

Ernst war ein Diplomat. Oder glaubte es wenigstens zu sein. Als deshalb seine immer noch heißgeliebte Erna tagelang nicht mehr von sich sehen noch hören ließ, ermann er einen Plan, um sie von ihrem Trotz gründlich zu kurieren.

Neulich hatte er ihr auf der Straße Herrn Fritz Hesse vorgestellt. Ein alter Bekannter. Durchaus kein Weiber- feind, im Gegenteil. Fritz brauchte Viehhäfen zum Leben so notwendig wie der Eselmo seinen Tran, aber zum Ge- raten waren ihm die Mädchen zu schade, wie er sagte. Dabei war er hübsch, witzig, nicht unvernünftig und im Grunde seines Herzens von durchaus wohlwollender Ge- sinnung.

Ernst nahm also Gelegenheit, besagten Fritz zu ehestem Termine anzupredigen. Er solle so freundlich sein, mit Fräulein Erna Wille anzubündeln. Dort und dann könne er sie treffen. Eigentlich ein etwas sonderbares Begehren, aber, wie wir schon sagten, Ernst Starke war ein Diplomat. In ihrer augenblicklichen Stimmung und Gemütsverfassung, kalkuliert er, würde sie ihm zum Trotz bestimmt den Firt mitmachen. Wenn sie aber später einlände, daß Fritz keine ernstlichen Absichten habe, daß heuer überhaupt die heirat- sähigen und heiratwilligen jungen Männer so rar waren wie das Fett im Hundestall, würde sie um so reuevoller und williger zu ihm zurückkehren. O, er kannte seine Erna! —

Die Sache verlief ganz programmäßig. Herr Fritz Hesse traf, rein zufällig natürlich, Fräulein Wille und lud sie zu einem kleinen Spaziergang ein. Man unterhielt sich ausgezeichnet, und beim Abschied fragte Fritz, ob man sich nicht übermorgen wieder treffen könne. Oder ob das gnädige Fräulein etwa anderweitig verpflichtet sei. O nein, bewahre, sie war in keiner Weise gebunden und sagte des- halb gern zu.

In der Folgezeit verlebte Erna sorglos-lustige Tage. Sie brauchte nur einen Wunsch zu äußern, Herr Hesse sagte zu allem ja. Ob Theater oder Konzert, Tanz oder Kaffee, er hatte für alles Zeit und Geld. Wie dieses Spiel enden sollte? Und das Verhältnis zu Ernst? Ah, Erna kam ja vor lauter Jubel und Vergnügen gar nicht dazu, hierüber nachzudenken. Wozu auch? Man ist ja nur einmal jung, und die Jugend denkt halt nur ans Rauen; das Verdaunen überläßt sie dem Alter.

Derweil verlebte Ernst, der Veranfallter dieser Tragi- komödie, greulich-qualvolle Tage. Gewiß, seine Idee war gut, sehr gut sogar, wie er meinte, aber das Warten und Durchhalten schien ihm doch nachgerade entsetzlich, unerträglich.

lich. Er hatte sich da eine Kur zugemutet, die verteuert starkes Nerven erforderte. Mehrmals war er schon daran gewesen, seiner geliebten Erna zu schreiben und alle Schuld auf sich zu nehmen. Aber nein, das durfte er nicht. Er mußte um jeden Preis abwarten, bis das Spiel mit Fritz zu Ende war. Und an Fritz hatte er schon schreiben wollen, er möge Schluß machen. Aber das ging auch nicht. Der würde ihn bestimmt auslachen und sich den Teufel um seine Wünsche scheren. O, es war schier zum Weinen!

Endlich kam ihm eine rettende Idee. Er schrieb Erna mit der Schreibmaschine einen anonymen Brief:

„Vertes Fräulein! Hüten Sie sich vor Herrn Hesse! Er ist ein Schürzenjäger und führt nichts Gutes im Schilde. Ernste Absichten liegen ihm gänzlich fern.“

Ein bekannter Unbekannter.

Tatsächlich, der Brief brachte Erna doch ein wenig zur Besinnung. Ernst war wohl nicht der Mann, dem sie an- gestraht alles bieten durfte. Und Fritz? War er wirklich der Schürzenjäger, als der ihn der anonyme Briefschreiber hinstellte? Hier mußte schnellstens Klarheit geschaffen werden.

Bei erster Gelegenheit legte sie deshalb Fritz das Briefchen vor.

Der sagte nichts und ging beizeiten nachdenklich heim. —

War er tatsächlich so ein böser und gefährlicher Kerl? Freilich, die Mädchen nehmen so einen Firt oftmals viel zu traglich, sie wollen nicht geliebt, sondern geheiratet sein. Aber konnte speziell Erna sich beklagen, wo er doch von Ernst direkt gebeten war, ihre nähere Bekanntschaft zu machen? Nein, gewiß nicht. Das heißt, eigentlich doch, denn sie wußte ja davon nichts. Aber jetzt ihr sagen: „Ja, es stimmt, ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch, dem es nicht darauf ankommt, ein Mädchenherz zu brechen“, das konnte er auch nicht. Ei, dann blieb ihm nur übrig, sie zu heiraten. Nun, warum nicht auch? Selbst das schönste Jungesellenleben kann man einmal leid werden. Zudem würde Erna eine gute, tüchtige Hausfrau abgeben. Sie besaß das Zeug dazu. Nur viel Sonne brauchte sie, Freude und Musik und Tanz und Abwechslung. Mehr, als ihr der gestrenge und pedantische Oberbuchhalter Ernst Starke bieten konnte und wollte. Nun, er, Fritz Hesse, konnte es.

Also schrieb Herr Fritz Hesse der wohlhabenden Jung- frau Erna Wille einen langen, ausführlichen Brief und bat sie, ihm mitzuteilen, ob sie seine Frau werden wolle. —

Indes war bei dem schmachtenden Romeo die Erregung bis zum Fieber gestiegen. Nein, diese furchtbare Ungewiß- heit war einfach nicht mehr zu ertragen. So setzte er sich denn kurz entschlossen hin und schrieb seiner rasend geliebten Erna einen langen, liebevollenden und liebedürftigen Eilbrief. Darauf legte er sich, schon ein wenig beruhigt, zu Bett. —

Endlich, nach zwei Tagen grausamsten Wartens, brachte der Postbote Ernas Antwort. O, er kannte ihre Schrift genau. Mit zitternden Fingern öffnete er den zierlich- kleinen Umschlag. Und hielt in der Hand — ein gold- umrandetes Kärtchen:

Erna Wille
Fritz Hesse
Verlobt.

Fortan sagten die Leute, Herr Starke habe einen geistigen Defekt. Wer andere Leute erziehen will, muß oft selbst das Lehtgeld dafür bezahlen.

Ungewöhnliche Chronik

Neu, 25. Dezember 1935

Kind im Weihnachtsstern

Dieses Mal haben wir gleich drei Weihnachtstage, wenn man so sagen darf. Und wenn es auch Leute gibt, die es oft wiederholen, was der Dichter sagt: „Nichts ist schwerer zu tragen, als eine Reihe von guten Tagen!“ so nehmen wir doch die „Schwere“ dieser Tage gerne auf uns; denn das sind ja kleine Ferien dieses Mal auch für die, die mitten im Berufsleben stehen, für die der am meisten sorgenlose Tag der Woche sonst der Samstag-Nachmittag und der Sonntag-Morgen ist, weil eben schon der Sonntag-Nachmittag den Schatten des neuen Werttages zeigt; wenigstens ist es so im Zeitungsberuf; Sonntags müssen wir schon wieder herantreten an die Zeitung, weil eben der Sonntag meistens allerlei Arbeit an Veranstaltungen und Ereignissen mit sich bringt, die Montags schon wieder gearbeitet oder registriert sein müssen, weil eben die Zeitung doch bis zu einem gewissen Grade aktuell sein will, wenn das auch den Sonntagsfrieden der Zeitungsleute kostet.

Dieses Mal aber schließen auch wir in stiller Ruhe unseren Laden zu, und wir sagen es uns ganz langsam und bedächtig selbst in das Ohr, daß wir nun fast drei ganze Tage nicht an Geschäfte und an Arbeit zu denken brauchen. In diesen Gedanken kann man sich fast stehenden Fußes verlieben: das sind Ferien des kleinen Mannes! Es ruppelt morgens kein Weder und wir haben keine großen oder unangenehmen Pflichten, wir brauchen uns nicht zu ärgern, wir vertriehen uns vielmehr hinter die Krippe und hinter den Christbaum und atmen den Duft des Festes.

Ob wohl noch immer für bätige Großväter Pantoffeln mit einem flammenden Herzen darauf gestickt werden? Ob wohl noch immer für behaubte zweirechts-zweilinks stehende-Großmütter Stauden gebastelt werden und Seelenwärmer? Ob es außer Pullovern überhaupt noch andere Handarbeiten gibt? Wir Männer haben meistens so recht keinen Blick für das, was hinter den Kulissen des äußeren Weihnachtsfestes vor sich geht, sofern es überhaupt noch Kulissen geben sollte.

Wir Männer sind eigentlich überhaupt nur noch — ich glaube ich sagte es schon am vorigen Samstag — als „Zahlmeister“ um Weihnachten herum zu brauchen; früher haben wir die Kasse mit vergoldet oder sonstwie weihnachtliche Dinge unterkommen; heute brauchen wir nur den Christbaum in den Ständer zu quetschen, den Baum auf den Tisch zu heben, falls wir zu solcher Arbeit überhaupt vom Christkind hinzugezogen werden, im übrigen aber steht uns das richtige und unrichtige Christkind am liebsten auf den Knien. Wie wir sind, drängen wir uns natürlich nicht auf, insofern wir eigentlich nur mit Schmerzen darauf hoffen, danach innen und draußen, daß endlich die Geschäfte geschlossen und damit alle Versuchungen und Lockungen beendet werden, alle Lockungen, die zuletzt doch immer auf unser schmales Portemonnaie zielen.

Ja, das Schenken! Ob es wohl noch Menschen gibt, die sich still eine Stunde an die Lampe setzen, und nachdenken, was sie wohl mit eigener Hand irgend etwas Liebes für irgendeinen anderen Menschen nähen, flicken, zimmern, zeichnen, schreiben, malen oder kleben könnten, ohne daß das Portemonnaie maßgebend für Wert oder Umfang des Weihnachtsgeschenkens sein müßte?

Und, ob es wohl noch Menschen gibt, die sich „nur“ einen Weihnachtsbaum wünschen, und unter dem sie zufrieden und glücklich sein könnten?

„Nur“ einen Weihnachtsbaum oder eine bescheidene Krippe, sonst nichts? Ob es wohl noch Menschen gibt, die sich am Duft der Tannen genügen und die den Sinn des Festes so ganz für sich und ganz richtig, mit allen Konsequenzen verstehen, dieses „Friede den Menschen auf Erden“?

Denn es genügt ja nicht, daß wir irgendwie ergriffen oder gerührt sind, wenn wir morgen oder in dieser hochheiligen Nacht in den Kirchen die alten Weihnachtslieder hören, und es genügt wahrhaftig nicht, daß wir unseren Alltagsmenschen und unseren Werttagsscharakter nur vertragen oder für ein paar Tage, wie einen anderen Anzug, in den Schrank hängen!

Dieser Tage habe ich erst wieder einmal die beglückende Tatsache gesehen, daß es tatsächlich noch bescheidene und vielleicht so am meisten zum Glück talentierte Menschen gibt. Es gibt tatsächlich noch Menschen, in denen der Anblick wohlgefügter Schaufenster nicht nur Leid erweckt, die nur den Tannenast auf dem Geschenk im Kaufladen bewundern, nicht das Geschenk selbst; dieser Tage wurde mir wieder ein Schulfest gezeigt, in dem ein vielleicht achtjähriger Junge seine Wünsche für das Christkind aufgeschrieben hatte. „Liebes Christkind“, schrieb das Kind aus irgendeinem Orte des Randes, „ich wünsche mir ein kleines Silberbuch und einen kleinen Christbaum. Wir haben vier Kinder und da Vater nicht sehr viel verdient, so kann ich mir nicht viel wünschen. Maria, was meine Schwester ist, hat sich einen Teddybären gewünscht; daran mußt du aber denken! Sonst ist sie sehr traurig. Herzlichen Gruß: Unterstich!“

Die Lehrerin hatte das Prädikat „2“ an den Rand geschrieben; mir aber war es, als wäre dieses Prädikat zu gering gewesen; in bezug auf den Inhalt und die Gefinnung dieses Briefes war es bestimmt zu gering; trotz der drei Fehler hätte das Prädikat „1“ auch noch nicht genügt.

Ist es nicht merkwürdig, wie so ein Kind das Einkommen des Vaters mit seinen Weihnachtswünschen sucht abzumessen, merkwürdig auch, daß es noch so bescheidene Menschen gibt, prachtwort, daß es noch bescheidene junge Menschen gibt, die doch sonst vom Himmel die schönsten Sterne zu fordern pflegen ohne groß „Danke!“ zu sagen, falls es einmal dem Christkind gefallen sollte, von seinen schönsten Sternen einen vom Himmel weg zu verschicken?

Zugegeben: in den letzten Jahren hat sich unsere Art, Weihnachten zu feiern, stark verändert; der Sinn des Festes ist oft, von den äußerlichen Dingen verdrängt oder doch in den Hintergrund geschoben worden. Das trifft sicherlich nicht für alle zu, aber für viele! Man muß — glaube ich — einfach und auf sich selbst gestellt sein oder gewesen sein, um den Sinn des Festes zu verstehen. Wir sind ihm damals am nächsten gewesen, als wir im Krieg, draußen im Feld waren, und als wir nichts brennender empfanden, als den Wunsch, an Weihnachten wieder einmal zu Hause sein zu können, wunschlos sonst, weil eben die Gloden der Heimat, die Nähe des heimatischen Domes alles hätten geben können, was so manchen von uns heute immer noch fehlt: den echten Weihnachtsgeist!

Es werden in diesen und es wurden in den vergangenen Tagen so viele Weihnachtsgedichte und Weihnachtserzählungen

oder Artikel geschrieben in aller Welt, vom Frieden, vom guten Willen, von Weihnachtsgloden und von der Menschenliebe, die auch in die bescheidenste Hütte dringen sollen; doch ist in ein paar Tagen das Meiste davon wieder vergessen. Diese Dinge haben offenbar auch ihre „Saison“, und das ist es, was einem die nötige Stimmung zu einem weihnachtlichen Artikel nehmen könnte, wenn nicht eben doch in diesem Jahre das Bewußtsein wäre, daß wir dieses Mal doch schon einen entscheidenden Anlauf zur wahren Weihnachtsfeier gemacht hätten.

Und so wird denn unsere eigentliche Sorge um den wahren Weihnachtsgeist nach dem Feste einzulegen haben, wenn des Werttags ewig gleichgestellte Uhr uns von unseren Vorläufern „Friede den Menschen auf Erden!“ abzudrängen versuchen sollte.

Jetzt aber wollen wir die weisen Ermahnungen beiseite lassen, und wir wollen uns ohne jede Einschränkung dem Festgedanken hingeben! Wenn heute Abend die Weihnachtsgloden über das Neuse Land tönen, wenn vom alten, ehrwürdigen Quirinus-Dom herab das Lichtkreuz weit in die Nacht hinaus strahlt, wenn in der heiligen Nacht die Gloden zur Mette ruhen, wenn wir uns ganz in Sinn und Melodie unserer alten Weihnachtslieder verlieren, — dann wollen wir Gott danken, daß wir wieder in Frieden und mit Hoffnung im Herzen das schönste deutsche Fest feiern dürfen; im vorigen Jahre noch schrieben wir, daß es vielleicht das größte Geschenk wäre, das uns der Himmel machen könne, wenn man wieder mit mehr Glauben und mit mehr Hoffnung in die deutsche Zukunft blicken dürfte; das war, als die Trohungen der Demonstrationen in der Weihnachtszeit gesteigert wurden und die Neuse Polizei die Aufgabe hatte, dafür zu sorgen, daß der Frieden der heiligen Nacht nicht durch die angelagten Demonstrationen gestört werde. Allein dafür, daß solche Sorgen die Polizei in diesem Jahre nicht mehr bedrücken, möchte ich, der sich zur Weihnachtsfeier niederläßt, etwas gelöst haben, daß ihm mit dem befriedigenden Gedanken erfüllt könnte, er habe auch irgendeinen deutschen Menschen einen Strahl weihnachtlichen Glüdes vermittelt.

In diesem Sinne sage ich allen meinen freundlichen Grüßen und Verneigungen:

Ein frohes und glückliches Fest!

„Dank Blühen Wonne ist immer Zeit vorwärts!“

Und so sollten wir aber auch nicht weiter mit weihnachtlichen Gesprächen, von den wahrlich auch noch manche unserer Mitarbeiter an unserer Zeitung zu Wort zu kommen wünschen, nicht mehr weiter hören. Nur muß ich mich noch eben für die vielen freundlichen Wünsche bedanken, die man mir zu den bevorstehenden Festen zugesandt hat; das ist immer eine schöne kleine Freude, wenn man, namentlich von den in der Fremde wohnenden Neuse, so im Weihnachtsstern herum einen Gruß geschickt bekommt, der einem dann wieder ein bißchen Mut zum Weiterarbeiten macht; und etwas braucht ja schließlich jeder doch einmal, daß man zuweilen ein bißchen gestreichelt wird (bildlich genommen, natürlich!).

Des weiteren quittieren wir noch dankbar die vielen Weihnachtsgedichte und Aufsätze, die uns in dieser letzten Woche vor dem Fest in so zahlreicher Menge zugegangen sind; aber wir müssen aus diesem Grunde fund und zu wissen tun, daß man die Auswahl solcher Dinge nicht in der Weihnachtswoche trifft; auf einer Redaktion muß man immer schon drei Wochen vor dem eigentlichen Fest sich auf Weihnachten einstellen, wie es überhaupt eine der Schattenseiten dieses Berufs ist, daß wir alles „vorausplanen“ müssen; während sich die Zeitgenossen aufschauen, das Weihnachtsfest zu begreifen, haben wir sozusagen schon das Neuse Jahr hinter uns, greifen wir fast schon in die Schulden, in der die Gedächtnis der Tag entgegenbringt, an dem man wieder sagen darf: „Frühling läßt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte“.

Wenn man eine lebhaft Phantasie hat, dann ist so etwas nicht allzu schwierig; man muß bei diesen „Vorausplanungen“ die Augen schließen, sich etwas Früheres, Vorjüngeres vorstellen, vielleicht auch sich in die Normalgedanken um solche Tage versetzen; das wird einem um Weihnachten herum am ichwersten; denn zu solchen Gedanken gehört ein bestimmtes Aroma, ein bestimmter Duft, den man nötigenfalls auch künstlich erzeugen kann, indem man ein paar Tannenweige anbrennen läßt, oder indem man einmal intensiv und dauerhaft in die Läden des Adventschranks schaut; aber wir wollen hier doch keine Redaktionsgeheimnisse verraten; in diesem Jahre war es nun ja wieder leichter, als in früheren Jahren, weil unsere Stadt schon seit mehr als 8 Tagen ein weihnachtliches Festgewand trägt, das ganz besonders schön war: Weihnachtsstimmung atmeten die Tannenbäume auf den öffentlichen Plätzen, die musikalischen Darbietungen ebendort, die Straßen, der Weihnachtsmarkt der Frauenverbände, die sich in der Bürgergesellschaft mit außerordentlichem Fleiß und Geschmack etabliert hatten; und alle diese Dinge reizen ja so schnell mit, wenn man sich nicht mit Gewalt gegen Gefühl und Empfindung hemmen wollte; und wer würde das namentlich in diesem Jahre wollen?

Weltlicher und doch zuletzt mitteilend wird einem dann noch einmal eben um das Herz, wenn man in einer köhner Zeitung liest, daß in Köln 9000 Gänge und 16 000 Hagen das Leben lassen mußten, weil sie das Pech haben, als eine besonders gute Gabe zum Fest anzuweisen zu werden. Diese Speisen haben sich in ihren Preisen mittlerweile den allgemeinen Preissteigerungen angepaßt und sie wollen gar nicht einmal mehr etwas „Besondere“ sein, sie werden einfach mit „in den Handel“ zu kommen, wie der andere Festbraten, den wir — ebenfalls mit einem Tannenast geschmückt! — in den Auslagen der Fleischbänke sehen. Daß sogar das wilde Schwein aus den Wäldern der Eifel einem vornehmeren Artgenossen aus dem Silbacher Land nun Konkurrenz macht — wahrscheinlich sehr gegen seinen Willen! — vermehren wir der Vollständigkeit halber.

Und da wir gerade von Eifel und Wald sprechen, doch nein, — bleiben wir in der Gegenwart!

Sinn und Konfession nicht!

Unsere Leser kennen Konstanze von Branden, die Verfasserin des schönen Buches „Der gute Ton“, (Handbuch des guten Tones und der feinen Sitten. — 321—325. Tausend!) aus dem wir schon so manches Gute und Bornehme gelernt haben; wie wir uns benehmen, wo wir unsere Gräfentrone auf die Besuchstafel setzen müssen, wie ich Damen zum Tanz „anlaschiere“ und so.

Mangels anderer Masse hatte ich dieser Tage einmal dieses kostbare Buch zur Hand genommen, weil Konstanze eigentlich noch nie verlagert hat; die Situation war an sich verzweifelt; es war Montag dieser Woche; zwei große Tannenweige hatte ich schon gepflanzert, es qualmte sozusagen nach Christbaum in meiner bescheidenen Kaula, langsam begann mein Hirn sich auf Weihnachten einzustellen, obwohl ich eigentlich — Materialist, wie ich nun mal bin — den ganzen Tag darüber nachgedacht hatte, ob wir wohl in diesem Jahre eine Weihnachtsgratifikation bekommen würden oder nicht, da trat Lamberg Lende ein und brachte mir noch ein paar Tannenweige auf die Redaktion, wahrscheinlich, weil sie meine Wehen fördern wollte; öffentlicher Dank ihr, die ein Anliegen für einen anderen auf dem Herzen hatte, für die Tannenweige!

In solcher verzweifelter Lage, hinuntergerissen zwischen Gratifikationszweifel und Gedanken-Wehen fiel mir der gute Ton ein. Dort war vielleicht etwas zu finden, irgend etwas Neues aus dem Gedankengut schriftstellerlicher Weihnacht. Und siehe da; ich richte die Frage an die Leser: „Finden Sie nicht, auch, daß Konstanze sich richtig verhält?“ wenn sie über Weihnachten wie folgt in ihrem Buch schreibt:

„Störe die Freude an den Festen nicht durch übertriebene häusliche Vorbereitungen, die sich zum ruhigen Genuß der Festtage unfähig machen.“

Komme den religiösen Pflichten nach, feiere sie aber auch in der Familie. Halte an den vorchristlichen Sitten dieser Tage fest, auch in der Wahl der Festgerichte.“

Am ersten Weihnachts-, Oster- oder Pfingsttag gib keine Gesellschaften, mache keine Musik, wenigstens keine weltliche. An den Tagen vor dem Feste unternimm keine grobe Arbeit mehr, laß deine Kinder nicht lärmern und toben; an den Festtagen selbst mache keine Besuche, unternimm keine größere Reise.

Mache keine Mode- und Eitelkeitsläche aus dem Weihnachtsfest. Suche deine Bekannten nicht in kostbaren Weihnachtsgeschenken zu überbieten.

Erlaube die Weihnachtsfreude nicht durch vermehrte Sorge für den Hausherrn.

Spare nicht die Wohltätigkeit des ganzen Jahres für Weihnachten auf. Lade Einzelstehende und Vereinsame an deinen Familientisch. Schmücke den Weihnachtsbaum, auch wenn keine Kinder mehr im Hause sind.

Deine Herzensfreundlichkeit zeigt sich im Rechten wie im Leben. Spotte nie über ein Geschenk, das guter Wille dir brachte. Beschäme einen Geber nicht, indem du sein bescheidenes Geschenk sogleich durch ein größeres erwidert.

Ein junger Herrschent einer jungen Dame, für die er sich nicht ernstlich interessiert, keine Rosen. Die Rose gilt als Blume der Liebe, nur Braut oder Gattin haben Anspruch auf Rosen. Vergeltungsmittel schenkt man nur bei vertrauter Bekanntschaft, Intimitäten und Stiefmütterchen nie.

Einem praktischen Geschenk gib eine poetische Hülle.“

Also sagt Konstanze von Branden! und nun müßt ihr alle Bescheid, und nun kann Euch nichts mehr passieren! Solches Gefühl der Sicherheit verdanken wir Konstanze und ihrem schönen Buch vom „guten Ton“.

In diesem Sinne erheben wir uns von den Sitten ...

Jetzt ohne Verflüß.

So, das war am Montag! Nun aber, da die Notationsm alschime zum ersten Male unteren erweiterten NSZ „Sonntag“ zu bruden sich aufschickt, sind wir dem Fest schon joviell näher, daß ich eigentlich jetzt eher in der Lage wäre, weihnachtliche Dinge zu schreiben. Aber nun ist es zu spät; nun verlangt man von mir nur noch, daß ich mich zu neuen Taten sammle, eigentlich müßte ich einmal Ferien haben, so zum Ausruhen und zum Dösen; denn dieser letzten Tage Dual war groß!

Vorläufig wollen wir einmal drei Tage lang nichts anderes denken, als eben: Weihnachten!

Und dann: wenn mir nun jemand a) eine Weihnachtsstafte schicken sollte, oder wenn mir wer b) ein Geschenk machen sollte, so bitte ich um Beachtung folgender Richtlinien:

zu a) keine Postkarten mit Neuse darauf;

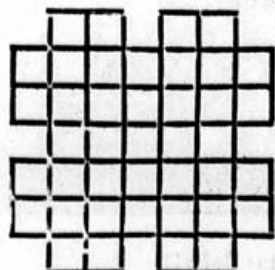
zu b) wegen Schwere wären mir 3 Duzend Tschentlicher zu c) besonders willkommen; und — ein paar Sodenhalter!

Diaz



„Feierabend!“

Magische Figur.



a a a a d b e e e e e
i i i i i f f f f
m m m m m n n n n
r r r r r t t t t

Die Buchstaben ergeben richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Musik-Instrument; 2. Mädchenvorname; 3. Franz. Stadt; 4. Signalapparat (Releherörner); 5. Talscheid.

Brandherd Palästina

Zwei Völker im Kampf um Raum und Recht, und die Sorgen eines Dritten...

Die Lage in Palästina ist durch den erbitterten Araberaufstand so bedrohlich geworden, daß die englische Regierung eine bereits im Jahre 1931 erlassene Notverordnung in Kraft treten ließ, die praktisch unserem „Ausnahmestand“ gleichzusetzen ist. Die Araber, die um den wichtigsten Küstenstreifen ihres Landes am Mittelmeer und ihre Wirtschaftsvorrechte kämpfen, machen nunmehr, nachdem die Volkswehr sich durch Boykott des jüdischen Handels ausübte, Front gegen den Dritten, den „Begünstigten“ England, dessen Mandatsgebiet Palästina ist....

Seit 1300 Jahren haben die Araber das palästinensische Land in Besitz — seit wenig mehr als fünfzig Jahren begannen die Juden die Wiederbesiedlung des Landes, das als ihre eigentliche Heimat anzusehen sie nicht aufgegeben hatten. Rund 70 Prozent der Gesamtbevölkerung Palästinas setzt sich aus Arabern zusammen, 19 Prozent aus

die Balfour-Erklärung gezwungen, seine „Empathie“ für die Gründung eines nationalen Heims für das jüdische Volk in Palästina zum Ausdruck zu bringen, eine kleine Erkenntlichkeit für die Unterstützung, die die Juden England geleistet hatten in dem Bestreben, Amerika für den Krieg zu gewinnen. Diese Erklärung wurde bald zur Grundlage für das Mandat des Völkerbundes über Palästina. Allmählich erkannte England jedoch die Gefahr, die hier drohte. Die Balfour-Erklärung war so unklar gehalten, daß die Araber darin keine Bedrohung ihrer alten Rechte zu erkennen brauchten, indes die Juden darin feste Zusicherungen für die Verwirklichung ihrer eigenstaatlichen Bestrebungen sahen. Schließlich bediente sich England seiner üblichen Taktik: es ließ die Dinge gehen, in der Hoffnung, daß die beiden Völker sich, nach anfänglicher Reiberei, letzten Endes verständigen und auf dem gleichen Boden vertragen würden — zum Nutzen Englands!



Jerusalem, Stadt der drei Sprachen. Alle Verkehrsvorschriften sind in englischer, arabischer und hebräischer Sprache ausgeführt.

Juden. Diese beiden Tatsachen schaffen die Voraussetzung zum Verständnis der augenblicklichen Vorgänge im Morgenland.

Anlaß der arabischen Empörung war der ungeheure Zustrom des Judentums in jüngerer Zeit und seine Bestrebungen, hier am Ausgangspunkt seines Volkes den Nationalstaat zu schaffen. Die ersten Siedler in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren vornehmlich ostjüdische Flüchtlinge, während die westeuropäischen und amerikanischen Juden die zionistische Bewegung nur theoretisch und finanziell unterstützten. Vor Beginn des Weltkrieges zählte man in Palästina rund 100 000 jüdische Ansiedler, und trotz einiger Anfänge wirtschaftlicher Erschließung des Landes konnte damals von einem jüdischen Staat noch keine Rede sein.

England hatte die Einwanderung nach Palästina nicht gehindert. Es legte damals diesem Landstreifen wenig Bedeutung bei und sah sich 1917 sogar in der berühmten



Der „Mittelpunkt der Welt“ ist in der alten Kreuzfahrerkirche zu Jerusalem durch einen Steinbecher mit der Erdkugel gekennzeichnet.

Eine Geschlechtsfaktion, wie sich zeigt! Araber sind keine Juden und Palästina kein Nischenreich. Auf einem Landstrich, der knapp einem Zehntel der Größe Preußens und wenig mehr als einem Drittel von Bayern entspricht, auf rund 26 000 Quadratkilometer tobt sich dieser Kampf aus, ein Kampf um Raum und wirtschaftliche Existenz, sowohl als ein Rassen- und Machtkampf um die Vorrechte des Volkes.

Das arabische Nationalgefühl ist schwer getroffen durch die Tatsache, daß innerhalb der letzten zehn Jahre, mit seinen besonderen Voraussetzungen noch nicht mitgerechnet, die jüdische Einwanderung derart gewachsen ist, daß sich die jüdische Bevölkerung um hundert Prozent vermehrt hat! Das Ziel der Araber ist eine Drosselung der jüdischen Einwanderung und vor

weit durchgebildet, daß sie große Erträge abwerfen und als wirtschaftlicher Faktor neben der primitiven arabischen Landwirtschaft kaum noch als Konkurrenten angesehen werden können. Die „Saffa-Äpfel“, besonders preiswert und gut, stellt selbst eine Bedrohung des Fruchtmarktes der südeuropäischen Länder dar, und die Weinberge, nach modernen Grundrissen angelegt und kultiviert, bringen reiche Erträge.



Seit 1300 Jahren in Palästina ansässig! Zwei prächtige Arabertypen, wie man sie an den Straßenrändern und vor den Tempeln sitzen sehen kann.

allem des jüdischen Landwerbs. Tatsächlich liegt der größte Teil des fruchtbaren Küstenstreifens von Palästina bereits in jüdischen Händen. Die unbefriedigte wirtschaftliche Begehrung der Juden schuf hier bereits eine beträchtliche Vormachtstellung. Die Landwirtschaft in Palästina ist heute bereits nach den modernsten Betriebsformen organisiert.

Mit rund 600 Millionen Mark wurden die neuen Städte in Palästina aufgebaut, modern, hygienisch, zweckmäßig und arbeitsträchtig. Tel-Aviv, Haifa, Jaffa — und neben den Städten die zahllosen Landbesiedlungen, die in Verbindung mit der Landwirtschaft eine für dieses historische Land völlig neue Form der Besiedlung darstellen.

Es konnte von Anfang der neuen Besiedlung nicht an Zusammenstößen fehlen. Eine wichtige Rolle spielte natürlich auch die unvermeidliche Glaubensbewegung. Die ständigen Reibereien liegen auch kaum nach, als die Wirtschaftskrise selbst dieses ferne Land ergriß und die Ziffern der Wirtschaftserfolge nicht mehr die Herzen der Araber mit Bitterkeit erfüllten. Auch die Erschwerung und Drosselung der jüdischen Einwanderung, wie sie nicht zuletzt hervor-



Die Wiege dreier Religionen und zugleich der Mittelpunkt des modernen Jerusalems.

Das Judentum der gesamten Welt hat die kolonialistischen Bestrebungen unterstützt und im Laufe der letzten Jahre rund 200 Millionen Mark für das Unternehmen gespendet. Heute sind bereits 3000 jüdische Landwirtschaftsbetriebe in

gerufen wurde durch das Weißbuch des ehemaligen britischen Kolonialministers Lord Passfield, konnte im Grunde wenig an



Eine historische Stätte, die Klagemauer zu Jerusalem.

der eigentlichen feindseligen Stimmung ändern. Zum blutigen Aufstand kam es vor zwei Jahren, bis englische Truppen „die Ruhe wieder herstellten“. Diese Ruhe, die heute wieder einmal schwer durchbrochen ist, infolge der Empörung, die der Zustrom der jüdischen Einwanderer aus Deutschland unter der arabischen Bevölkerung auslöste.

England befindet sich in einer Zwangslage. Einerseits hat es den jüdischen Einwanderern Zusicherungen gemacht, die nicht abzuleugnen sind. Andererseits laufen Englands Verpflichtungen durch Arabien, und unentbehrlich ist dieses Land als direktes Bindeglied zwischen dem Mittelmeer und Englands östlichen Besitzungen. England braucht auch die günstige Stimmung der Araber. Auf welche Weise es sich aus dieser gewiß nicht angenehmen Lage befreien will, bleibt mit Interesse abzuwarten. Inzwischen schreitet die Erschließung und Bearbeitung des Landes durch jüdische Siedler eifrig fort und allein im Zentralkomitee zu Berlin, das die Einwanderung nach Palästina regelt, warten heute noch mehr als 25 000 Voranmeldungen auf Abfertigung...



„Orangen aus Jaffa!“ Die Orangenkultur hat in Palästina einen ungeheuren Aufschwung genommen.

Das Wort führt zum Sinn.

Die Vorarbeiten in der Zentrale des Winterhilfswerks im Reichstagsgebäude zu Berlin
Von H. von Engelhardt

Nicht als 400 000 Reichsmark hat allein die Berliner Eintopf-
spende des Monats November ergeben, in erheblicher Steigerung
gegen den Oktoberertrag. Und inzwischen haben sich auch die
Warenspenden der Geschäftsleute, der Bauern und Grundbesitzer,
der Kohlen-, Briefindustriellen immer reichlicher eingestellt.

Was wird gespendet? Alles — von den Kartoffeln bis zu den
gestrickten Kindermützen, von der Seife bis zum Kaffee, von
Marmelade und Speck bis zu Schuhen, Büchern, Kinderpielzeug.
Dazu kommen Gutscheine für Kreistische bei Familien, in Kasernen;
bindende Zusagen, daß die Bäckeri & Wollhandlung so viele
Tausend Brote, daß der Schlächter J im Monat so viele Zentner
Schmalz und Würstchen und Fleisch ohne alle Spesen zu liefern
bereit ist.

Das Winterhilfswerk arbeitet endlich einmal völlig unbüro-
kratisch. Genuß, es gibt eine Kontrolle über die Menschen,
welche Hilfe in Anspruch nehmen, damit nicht die Hamster und
Hyänen der Wohlthätigkeit sich einklinken. Aber die Organi-
sationsleiter und die freiwilligen Helfer des Wohlfahrtswerks
haben bald einen sicheren Blick dafür bekommen, ob die Not echt
ist oder ob vielleicht — — — Nein, es wird fast niemals über-
trieben, die Ausweisung von „Krisen“ und „Wohlfahrts“-Lügen nicht.
Hunderttausende brauchen Kartoffeln, Brot, Schmalz, Wäsche,
alte, neu hergerichtete Kleider.

Und die Bedürftigen bekommen wirklich, was da ist. Es bleibt
nichts, buchstäblich nichts auf dem langen Weg von oben bis
unten, von der Zentrale bis zur Ortsgruppe „hängen“, nichts
wird „seilgeleitet“. Die ganze gewaltige Organisation will am
liebsten gar nicht in Erscheinung treten; sie arbeitet geräuschlos,
ohne Reibungsverluste.

„Für den Weihnachtsmonat wird unsere Sammelaktion eine be-
sondere Kraftanstrengung machen“, erklärt einer der in der
R.S.-Wohlfahrts-Zentrale führenden Beamten. „Die Eintopf-
spende vom November muß womöglich noch überboten werden.
Die Spenden in Naturalien, vor allem in Kartoffeln, Brot und
Kohle, müssen ja fortlaufend ausgegeben werden, immer zur
Vinderung der unmittelbaren Not. Aber zu Weihnachten wollen
wir es durchziehen, daß jeder Wohlgesonnene, auch der allerärmste,
gerade der allerärmste, seinen Weihnachtsbaum aufgebaut er-
hält, mit den Spenden darunter, die er braucht — oder besser
noch mit den Gutscheinen, die er dann seinem Gutdünken nach in
den verschiedenen Kaufhäusern verwenden kann.“

„Aber wie steht es mit der Alkoholfrage?“
„Ja, da gibt es ein kritisches Verbot“, ist die Antwort. „Wo
wäre denn die Grenze zu ziehen zwischen der harmlosen Molle,
die wohlhabend jedem armen Teufel zu gönnen ist, und einem
eventuellen Mißbrauch? Gerade hier muß man besonders vor-
sichtig sein, nichts darf unser Fürsorgewerk gefährden. Genau
so geben wir auch keine Gutscheine für Tabakwaren aus. Frei-
lich, wenn wir Zigaretten- und Zigarettenpenden bekommen —“,
meint Gewährungsmann lächelt gutmütig, „da sagen wir für unsere
Schutzbediensteten „herzlichen Dank!““

„Sie arbeiten in der Hauptsache mit Kräften, die in der Für-
sorge ungeschult, zum großen Teil selbst Arbeitslose sind. Welche
Erfahrungen haben Sie mit den Leuten gemacht?“

„Die allerbesten — und jedenfalls weit bessere Erfahrungen als
man hätte zu vermuten können. Es wird Ihnen nicht unbekannt
sein, daß man im Volk gegen den Typ des Fürsorgebeamten von
früher her noch mißtrauisch ist. Ob mit Recht oder Unrecht,
bleibe dahingestellt. Unsere ehrenamtlichen, ganz unbesoldeten
Helfer, die selbst Arbeitslose sind, stehen den Bedürftigen so viel
näher. Da gibt es keine Unterstufung im Bewußtsein, sondern
es heißt: „Jetzt geht es uns allen noch schlecht, da müssen wir
zusammenhalten. Es wird auch wieder besser werden. Jeden-
falls helfen wir ganz selbstverständlich — und wir leben nicht
von eurem Elend.““

„Und womit kann z. B. eine Familie von sechs Köpfen an
Spenden rechnen?“

„Das ist ganz verschieden, es kommt auf die näheren Umstände
an. Mit Kartoffeln und Kohlen können wir in jedem Fall
auskommen, mit Kartoffeln sogar sehr reichlich, mit ein bis drei
Zentnern im Monat, Kohle ist etwas knapper, aber damit geht
es auch. Aber Fett und Fleischwaren können wir gar nicht
genug bekommen, danach besteht eine so dringende Nachfrage.
Ist ja auch verständlich. Mit Kohlen und Kartoffeln und Brot
ist man gerade so vor dem Erfrieren und dem Hungern geschützt.
Fleisch und Wurst — das ist wahrlich eine heilsame Sehnacht,
und doch ist sie schwer zu erfüllen. Nun, in den Weihnachts-
monat werden wir auch die Möglichkeiten finden. Wenn nur
alle, soweit sie dazu imstande sind, am wohlthätigen Werk mit-
helfen!“

Und man geht mit der verstärkten, völligen Überzeugung: Hier
wird gut und ehrlich gearbeitet, selbstverständlich, sachlich und
doch wie aus einem glühenden Herzen. Der Kampf um die
Weihnachtsfeier für alle wird nicht vergeblich gekämpft werden!

Köstlichkeiten für den Weihnachtstisch

Was gehört auf den bunten Teller?

Von Emmy Sturm

Für groß und klein ist der bunte Teller mit seinen Aepfeln und
Nüssen ein wichtiger Bestandteil der richtigen Feststimmung. Aber
mit den Nüssen und Aepfeln allein ist es freilich nicht getan —
es müssen noch allerhand leckere Leckereien darauf zu
finden sein. Hier einige Vorschläge:

Marzipanpralinen. Ein halbes Pfund Puderzucker,
125 Gramm geriebene Nüsse und 4 Gramm bittere Mandeln
werden mit etwas Rosenwasser zu einem festen Teig geknetet.
Daraus formt man kleine Kugeln, Brezeln, Sterne und
Phantasieformen, läßt sie auf weißem Papier am kühlen Ort
ein wenig trocknen und wendet sie darauf in flüssigem Kakao.
Man braucht dazu 125 Gramm entöltes Kakao, den man vor-
her warm stellt, bis er flüssig wird. Sind die Marzipan-
formen ganz eingetaucht, so legt man sie zum Trocknen auf weißes
Papier.

Matronen. Der Schnee von fünf Eiern wird mit einem
Pfund feingestiebtem Zucker zu Schaum gerührt, der Saft einer
Zitrone und ein Pfund süße, sowie 33 Gramm bittere Mandeln
gerieben dazugegeben und mit silbernen Eßlöffel gut verrührt. Auf
einem mit Mehl bestäubten Blech oder einer Oblate in wasserdich-
te große Häufchen setzen und bei schwacher Hitze backen. Die an-
gegebene Menge ergibt sechzig Matronen.

Als Plätzchen. Vier Eier werden hart geschlagen und mit
einem halben Pfund Zucker eine halbe Stunde verrührt. Dann
fügt man ein halbes Pfund Mehl hinzu, außerdem 10 Gramm
gestoßenen Anis und die abgeriebene Schale einer halben

Mode und Heim

Launen der Mode

Kleine Festkleider



In den Weihnachtstagen möchte jede Frau festlich ge-
kleidet sein, doch hindern sie ihre häuslichen Pflichten
daran, das große Festkleid zu tragen. Sehr hübsch ist
daher eine helle Kasack, lichtgelb, lichtrosa oder weiß,
mit schmalen Pelzbesatz, die über einem einfachen
Rock getragen wird. Besonders hübsch ist die neu-
artige Halspartie, deren Seitenteile mit kleinen Clips
gerafft sind.

Ein helleres Seidenkleid mit dreieckiger Aermel
und dem charakteristischen quadratischen Ausschnitt
unterhalb des Halschlusses, kann einen reizvollen
Besatz aus runden Strickknöpfen haben. Stets gut
angelegen ist die Frau mit einem schwarzen oder
nachtblauen Crepe-Satin-Kleid, das schlicht und eng
gearbeitet ist und seitlich in Phantasiefalten durch
hellere Knöpfe geschlossen wird. Oberarm und die
verbreiterten Schulterteile sind in Rüschen gezogen.
Gut angezogen zu sein — dieses Gefühl trägt zur
Festfreude jeder Frau sehr wesentlich bei!



Zitrone. Den Teig einige Stunden kühlen lassen, dann in
kleinen Häufchen auf ein mit Mehl bestäubtes Blech legen und
bei schwacher Hitze backen.

Obelisk. Man nimmt vier Eier, soviel Zucker als das
Gewicht der Eier mit Schale ausmacht, ebensoviel Mehl. Man
schlägt Eier mit Zucker kräftig, gibt Mehl und Zimt sowie reich-
lich Zitronenschale hinzu, auch reichlich Vanille. Man bäckt den
Teig flach und gelbbraun auf gefettetem Blech, schneidet ihn
warm in schmale Streifen und dreht sie um einen Kochlöffel
oder Stiel.

Marzipan. Man nimmt ein Pfund süße und 50 Gramm
bittere Mandeln, brüht sie, löst sie von der Schale und reibt sie
mit Streuzucker. Dann fügt man ein Pfund Puderzucker und
einen halben Liter Rosenwasser hinzu. Man knetet die Masse,
wenn man Geduld hat, eine ganze Stunde, und läßt sie bis zum
kommenden Tage stehen. Dann knetet man sie nochmals, rollt
sie aus und formt entweder Torten daraus, die mit Glasur ver-
zieren und mit Früchten besetzt werden, oder formt kleine Kon-
fektstücke, die mit gequertem Eiweiß bestreuen und goldbraun
gebacken werden.

Zuckerguß für Inschriften auf Lebkuchen. Ein-
fache, braune Honigkuchen können reizend mit Verschen, Zeich-
nungen oder Namen verziert werden. Der Zuckerguß dafür be-
steht aus zwei Eiern und etwas Zitronensaft, die mit
250 Gramm Puderzucker solange verrührt werden, bis ein
Tropfen fest bleibt. Dann kann man die Inschriften mit der
Spritzkiste auftragen.

Spritzgebäckchen. Ein halbes Pfund Mehl wird im
ganzen in ein Viertelliter kochende Milch und 75 Gramm Butter
geschüttet. Salz nicht vergessen. Die klumpige Masse wird ge-
rührt, bis ein glatter Teig entsteht. Dann zieht man ihn vom
Feuer, gibt ein Ei darunter und läßt erkalten. Zucker nach Ge-
schmack und drei weitere Eier hinzugeben und alles glatt rühren.
Mit der Spritze in einen Topf mit gutem Badfett kleine Formen
oder Kringel spritzen, die man auf beiden Seiten bräunen läßt,
auf Lötpapier abtropfen und mit Puderzucker überstreuen.
Hafelnüsse. 125 Gramm Hafelnüsse und 125 Gramm
Mandeln werden gerieben, ein halbes Pfund feiner Zucker und
zwei Eiern dazugefügt. Man bestreut ein Runderblech mit
Puderzucker, rollt den Teig meißerförmig aus, freisetzt Zucker-
guß darüber und schneidet schmale Streifen, die auf einem Blech
gut gebacken werden.

Arztliche Winke

Es darf nicht zu Frostbeulen kommen!

Das Erfrieren eines Körperteils erklärt sich vor allem aus
einer Lähmung der peripheren Blutgefäße. Die Adern verlieren
in der dauernden Kälteeinwirkung die Fähigkeit, sich zusammen-
zuziehen; sie bleiben weit, das Blut flaut sich, der betreffende
Körperteil erscheint blau und schwillt an.

Die richtigen Vorbeugungsmittel für alle, die zu diesen Erscheinun-
gen neigen, sind kalte Douchen, kalte Abreibungen und trockene
Abreibungen, die die Blutgefäßkontraktion stark antreiben. Man sollte,
wenn man frostbeulenempfindlich ist, vor jedem Ausgange bei
großer Kälte eine solche Trockenabreibung vornehmen.
Ebenso sorgsam muß man unermittelte Temperaturunterschiede
meiden — denn für Menschen mit träge Blutgefäßkontraktion ist der

Uebergang vom warmen Zimmer in die frische Luft allzu plötz-
lich. Das Blut „erschrickt“ und verweigert schließlich ganz den
gründlichen Dienst und die ausreichende Versorgung der
Extremitäten.

Was aber hat zu geschehen, wenn man befürchtet, sich „einen
Frost“ geholt zu haben? Durch Zuden und Brennen sowie die
blaurote Färbung des Körperteils wird sich der Frost bemerkbar
machen. Dann heißt es, die betreffende Körperstelle mit einem
in möglichst kaltes Wasser getauchten Tuch — niemals heiß! —
kräftig und ausdauernd frottieren. Man darf erst aufhören,
wenn das Gefühl der Kälte und Steifheit endgültig durch eine
wohlige Wärmeempfindung verdrängt ist. Erst dann darf man
einen warmen Raum aufsuchen und dort, eventuell in einem
lauwarmen Bad, die Massage fortsetzen.

Ist die Frostbeule entstanden, so gilt es, alle Mittel anzuwenden,
die einen gesteigerten Blutzufluß zu der erkrankten Stelle be-
wirken. Man empfiehlt erregende Umschläge, Bäder mit Essig
oder Salzsäure (Vorsicht), Reibebäder, Einreibungen mit Jod-
tinktur oder reizenden Salben. Allgemeine Ratsschlüsse lassen sich
nicht geben, da jeder Organismus und jeder Blutkreislauf ver-
schieden auf diese Mittel reagiert. Die beste Wirkung kann
allein der Arzt von Fall zu Fall feststellen.

Dr. Kaethe H.

Achtung, Hausfrau!

Umgang mit dem Weihnachtsbaum

Der Tannenbaum, ohne den ein richtiges deutsches Weihnachts-
fest nicht zu denken ist, soll natürlich erst am Vorabend des
Christfestes ins warme Zimmer gestellt werden. Um seine Halt-
barkeit zu erhöhen, wird die Schnittfläche des Baumes nach-
geschliffen und durch Abdrücken verbreitert. So bleibt der
Baum mindestens einen Tag lang, besser zwei Tage in einem
Wasserfäß mit 2 Eßlöffel Glycerin auf dem Balkon oder im
Keller stehen. Hat sich der Stamm ganz mit Feuchtigkeit voll-
gesogen, so taucht man die Schnittfläche in flüssige Stearin-
kerzenreste, die in einer kalten Konservendose heiß gemacht
wurden. Das Stearin verschließt die Poren und erhält die
Frische.

Vor dem Aufstellen wird der Tannenbaum feuerfest
imprägniert. Man braucht dazu nur eine Lösung von
einem Teil phosphorsaurem Ammoniak und neun Teilen Wasser,
die mit einer Blumensträuße auf den Baum, Zweig für Zweig,
gesprüht wird. Besonders in kinderreichen Familien empfiehlt
sich diese Vorsichtsmaßregel.

Jedes Holzstück, ob es auf dem Fußboden oder auf dem
Tisch ruht, soll gründlich beschwert werden — mit alten Büchern
oder schweren Plättchen. Danach wird der Fuß mit Tannens-
grün verteidigt.

Wenn Kerzen nicht in die Lichthalter passen wollen, taucht
man das Ende in heißes Wasser. Nun lassen sie sich willig in
jede gewünschte Form bringen. Diese Methode ist zweckmäßiger
und sparsamer als das Zupicken der Kerzenenden. Kerzen
tropfen nicht, wenn man sie vor dem Gebrauch in Salzwasser
legt. Etwas Salz auf den Docht gestreut, verhindert das un-
ruhige Flackern der Kerzen.

Hinter jedem Weihnachtsbaum, dem imprägnierten wie dem
unbehandelten, sollte ein mit Wasser gefüllter, veredelter Eimer
stehen. Würde diese Vorsichtsmaßregel beachtet, die Feuerweh-
re wäre in den Festtagen weniger überlastet!

Beim Abputzen des Baumes wird ein großes Rafen untergelegt,
damit die Nadeln nicht in der ganzen Wohnung herumfliegen.
Kerzenreste und Stearintropfen entfernt man von den Haltern,
indem man sie anwärmt. Niemals soll man solche Reste ge-
waltig abkratzen. Alle Rückstände werden aufbewahrt und
zusammengeschmolzen als Bohnenwachs oder zum Einreiben der
Hügelchen verwendet.

G. Carol.

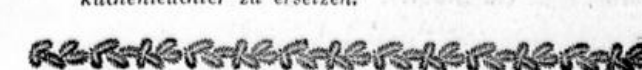


Das praktische Heim

Der Weihnachtstisch der Kinder



Kleinen Leuten soll die Festfreude nicht verdorben
werden, indem man sie zwingt, auf gute Kleider und
kostbare Tischtücher acht zu geben! Der Kindertisch
wird daher mit Krepppapier gedeckt. Lustig goldene
und silberne Sterne sind darauf geklebt und gemalt.
Feste Becher und Teller mit weihnachtlichen Köstlich-
keiten bezeichnen jeden Platz und ein Tischläufer
aus lebenden Tannenzweigen, mit Lichtern, Aepfeln,
Nüssen und Lebkuchmännern, bildet einen festlichen
und ungefährlichen Schmuck.
Um die Kinderhände davor zu schützen, echte Kerzen
mit Papier und Tannengrün in Berührung zu bringen,
empfiehlt es sich, sie durch lustige Holz- oder Leb-
kuchenleuchter zu ersetzen.



Auf der Rennbahn des Lebens

Roman von KLARA SCHMEHLIK

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

Rieserwald umschloß den schlafenden See. Herbstschweigen ringsumher. Silberne Nebel stand über dem Wasser. Architekt Georg Ruhnert schritt durch den feuchten Garten. Er sah lange zu den hohen Tannen empor. Mit großer Liebe hatte er sie einst ausgepflanzt und pflanzen lassen. Jeder neue Zweig wurde von Georg mit Freuden begrüßt. Zufrieden sah er in den sauberen Garten hinein. Er, der große Naturfreund, kannte hier jedes Pflänzchen, sah die geringste Unordnung.

Georg schritt seinem Hause zu. Es war unheimlich still. Eine Tür wurde geöffnet und zwei Mädchen im Alter von elf und vierzehn Jahren stürzten dem Heimkehrer entgegen.

Nicht so wild, Kinder, kommt jetzt schnell zum Essen, es ist schon spät, rief der Vater und ließ sich stürmisch umarmen. Ein leiser Schmerz durchzuckte sein Herz bei dem Anblick seiner mutterlosen Kinder.

Der Vater aß mit den Kindern zu Mittag. „Kalt ist es hier, die Kinder sehen ganz verzweifelt aus, warum wird nicht besser geheizt?“ schalt Herr Ruhnert das Mädchen. Er erhielt eine brummige Antwort.

Verstimmt ging der Hausherr in sein Arbeitszimmer. Dieses Leben in dem verödeten Hause war ihm längst über. Die Kinder kamen jeden Tag mit neuen Klagen. Ermüdet betrachtete er das Bild seiner Frau. Ein hartes Schicksal hatte die geliebte Frau für immer von seiner Seite geführt.

Nein, es mußte anders werden. Georg hatte hintereinander zwei junge Mädchen bei seinen Kindern gehabt. Er mußte sie aber wieder entlassen, weil sie nicht ihre Pflichten erfüllt hatten.

Sein Beruf nahm ihn so sehr in Anspruch, daß er sich nicht um die Kinder kümmern konnte.

In letzter Zeit hatte er schon oft den Gedanken gehabt, eine Freundin seiner verstorbenen Frau zu bitten, zu seinen Kindern zu kommen. Sie lebte mit ihrer Mutter und einer Schwester in Hamburg von den Einkünften mehrerer Mietshäuser. Georg wußte, daß sie für einige Zeit gern kommen würde. Sie liebte die Kinder sehr. Er mußte dann abwarten, wie sich die Zukunft weiter gestalten würde.

Sofort setzte sich Georg hin und schrieb an die Freundin, Fräulein Johanna Krogmann.

Das Telefon klingelte. Georgs Gesicht verfinsterte sich während des Gesprächs immer mehr. „Gut“, sagte er zum Schluß, „ich werde gleich hineinkommen.“ Diese Worte milden Winter haben! brummte Georg und machte sich fertig. Seine älteste Tochter kam zu ihm. „Vati, fährst du nun mit uns aus? Du hättest es uns doch vorhin versprochen.“

Ah so, ja, Georg hatte den Kindern bei Tisch halb und halb versprochen, mit ihnen eine Ausfahrt zu machen. „Es geht heute nicht, Ruth, ich muß noch in die Stadt fahren. Geh, sag' dem Chauffeur, daß ich in zehn Minuten fortfahren muß.“

Das Kindergesicht verzog sich zum Weinen. „Du hast auch nie Zeit für uns, Vati.“ „Ich bringe euch auch etwas Schönes mit“, tröstete der Vater. Er schloß das Kind fest in seine Arme. Wie wenig Zeit hatte er für seine Kinder! „Der böse Vater hat nie Zeit, nicht wahr, Ruth? Du hast recht, das ist traurig. Aber am Sonntag wollen wir einen großen Spaziergang machen.“ Georg befreite sich langsam aus den Armen seines Kindes.

Acht Wochen später. Fahltes Morgengrauen trock durch die Öffnungen des Rohbaues. Rastlos dröhnten die Hammerschläge in den dämmernden Tag hinein. Ein junger Steinträger kletterte die Leiter hinauf und warf die Steinlast ab. „So schuftet man für nicht und wieder nicht!“ Er warf niemals ohne Brummen und Stöhnen die Steine hin.

„Du bekommst doch deinen Lohn, arbeiten müssen wir alle“, meinte ein älterer Maurer.

Der Junge sah ihn finstern an. „Noch nicht mal 'n neuen Sonntagsanzug kann ich mir leisten!“ „Franz hat recht“, sagte ein Maurer, „wir arbeiten von morgens bis abends, und der Meister sitzt in seine feine Villa am Schloßsee und fress' Geld in.“

Die Mauer wuchs so unter dem Geräusch von einem Stein zum anderen. Der Polier hatte bisher geschwiegen. Er wußte, er kam gegen die Unzufriedenheit der Arbeiter nicht an. Er arbeitete seit fünfzehn Jahren bei Architekt Ruhnert und war ihm treu ergeben. Jetzt warf er ein: „Jeder Mensch hat seinen Kummer. Gewiß, unser Meister steht glänzend da, dafür hat er nun seine junge Frau verloren.“

Die anderen erwiderten: „Na, nun hat er ja wieder ein Fräulein bei seine Kinder, soll ja eine feine Mädchen sein. Vielleicht wird sie seine zweite Frau.“

Eine Autschupe. Der Meister! Architekt Ruhnert betrat den Bauplatz. Sein Gruß war knapp und unfreundlich. Die Leute kannten ihn nicht anders. Er ließ sich vom Polier die Pläne reichen. „Was, noch nicht weiter? Es sollte doch schon gestern mit dem Auflegen des Dachstuhl begonnen werden.“

„Herr Ruhnert, es war nicht möglich, wir hatten noch alle Hände voll zu tun“, entgegnete der Polier.

„Mehr verdienen und weniger arbeiten, was, das ist eure Parole?“ Murren der Arbeiter war die Antwort. Georg Ruhnert ging durch den Bau. Die Fensteröffnungen sollten an dieser Stelle verschmälert werden, ließ ich durch den Ingenieur sagen.

Der Polier sah ihn erkannt an. „Uns wurde nichts bestellt.“

Der Meister war empört über die Nachlässigkeit. Er traf sofort die Anordnung, es zu ändern.

„Dann können wir aber nicht in acht Tagen Richtfest haben“, sagte ein Maurer.

Der Architekt sah die Undurchführbarkeit seines Vorgehens ein. „Nun gut, ich gebe euch vierzehn Tage Zeit.“

Ein Maurer trat von Herrn Ruhnert hin und zog die Mütze. „Kann der Herr nicht meinen Sohn einstellen? Er läuft sich die Sohlen ab und kann keine Lehrstelle finden.“

„Noch einen Arbeiter mehr einstellen? Nein, Schulze, das geht nicht. Ich weiß schon nicht, woher ich die Löhne nehmen soll.“

„Ach bitte, tun Sie es doch.“

Architekt Ruhnert zuckte die Achseln. „Es ist unmöglich, Schulze. Ich glaube gern, daß es für Ihren Sohn schwer ist, jetzt Arbeit zu finden, aber ich kann ihn jetzt nicht einstellen.“

Der Motor des Autos rasselte. Ruhnert fuhr fort.

Herr Ruhnert ließ vor einem großen Hotel halten. Sein Bauführer, Herr Weber, empfing ihn vor dem Haupteingang. Der riesige Hotelbau war vor drei Tagen vollendet worden. Stolz mußte Georg die Fassade. Dieses Gebäude war auch sein Werk! In strenger Linienführung



Die griechische Hafenstadt baut sich phantastisch auf

streckte sich der Bau empor. Hervortretende, fein ausgearbeitete Pfeiler trugen den Vorbau des Haupteingangs.

Der Bauführer folgte dem Blick seines Chefs.

„Sie haben mit diesem Bau wieder ein Kunstwerk geschaffen, Herr Ruhnert. Er beweist, daß Sie nicht nur Architekt, sondern auch Künstler sind.“

„Machen Sie keine schönen Worte, Herr Weber. Sie haben großen Anteil an dem Werk. Die innere Ausgestaltung ist besonders Ihre Schöpfung. Ich bin stolz auf den vorzüglichen Ausbau in der Mitte. Er unterbricht angenehm die lange, ermüdende Front und nimmt dem Bau den alltäglichen Eindruck eines Hotels. Sie machen ein bedeutendes Geschäft, Herr Weber, warum?“

„Das Auge des modernen Menschen ist an lange, strenge Linien, hauptsächlich bei Hotelbauten, gewöhnt. Wird es die gewiß sehr künstlerische Unterbrechung vertragen?“

Der Chef lächelte wohlwollend. Sein Bauführer war gewiß ein zuverlässiger Angestellter, aber jedes künstlerische Empfinden lag ihm ziemlich fern. „Mein lieber Herr Weber, wir dürfen uns nicht nur an den heutigen Geschmack klammern. Jedes Bauwerk muß trotz aller Sachlichkeit ein Kunstwerk sein. Das ist mein Bestreben.“

Die Herren gingen hinein. Weber dem runden Vorraum wühlte sich eine gelbgeleierte Decke. Die dazu abgestimmten Wandflächen fingen ein angenehmes, zerstreutes Licht auf. Herr Ruhnert sprach Herrn Weber über die praktische Anordnung der Zimmer und Wirtschaftsräume sein Lob aus. Das Hotel sollte in einigen Tagen in Betrieb genommen werden.

Johanna Krogmann weilte seit acht Wochen im Hause ihrer verstorbenen Freundin. Sie hatte sich die Liebe der Kinder schnell erworben.

Plötzlich hörte Johanna im Kinderzimmer großen Lärm; sie ging hinein und sah, daß Ruth der jüngeren Schwester einige Pfüsse versetzte.

„Aber Ruth, wie kannst du nur so häßlich zu deiner kleinen Schwester sein!“

„Sie ärgert mich.“ Tante Hanna ging ruhig auf die trostlose Ruth zu. „Ruth, was hastest du mir heute morgen versprochen? Du wolltest doch immer lieb zu der kleinen Inge sein, nicht wahr?“

Beckämt senkte Ruth den Kopf. Sie war schwer zu erziehen, das hatte Johanna Krogmann schon erkannt. Die Kinder blühten plötzlich vom Spiel auf.

Hanna, es schneit! Dürfen wir hinaus?“ „Hurra, Tante Hanna, bis zum Dunkelwerden können wir noch einen schönen Spaziergang am See machen.“ Schnell waren die Kinder angezogen. „Nein, Inge, ohne Galschuh geht du nicht; du weißt, du bist leicht erkältet.“

„Aber Ruth hat auch kein Tuch um.“

„Ruth ist auch nicht so empfindlich. Sonst siegt mein Kleines nachher wieder im Bett. Will Klein-Inge das?“

Tante Hanna gab ihr einen herzhaften Kuß.

Das Kind schüttelte den Kopf. „Nein, Tante Hanna, nicht wieder krank sein.“

Glaslärer Himmel glänzte durch den besonnten Wald. Ein feiner Florentanz ging nieder. Ruth und Inge liefen jubelnd in den verschneiten Wald hinein. Sie spielten Hahnen mit Tante Hanna. Ruth konnte tüchtig laufen, und die kleine Inge, ein schwächliches Kind, jammerte: „Ich komme nie mit.“

„Gang' mich doch mal“, munterte Tante Hanna sie auf.

Die kleine Inge war bald wieder vergnügt, als die gute Tante sich langen ließ. Dann gab es eine regelrechte Schneeballschlacht, und Tante Hanna mußte ordentlich herhalten. Plötzlich weinte Inge, die Schwester hat ihr mit einem harten Schneeball sehr weh getan. „Aber Ruth, du bist doch auch immer zu ungestüm“, schalt Tante Hanna und tröstete die Kleine.

„So schlimm war es doch gar nicht“, meinte Ruth.

Johanna Krogmann sah, daß Ruth wieder mal zu wild wurde. „Jetzt ist's genug, Kinder, ihr seid schon ganz heiß. Wir gehen nun unten am See entlang nach Hause.“

Aller Protest der Kinder half nichts. „Kommt nur, vielleicht ist Vati schon da, er wollte heute mit uns Abendbrot essen.“ Das spornte die Kinder zum Heimweg an. Zu Hause angelangt, erfuhren sie, daß der Vater angerufen hätte, er könne nicht so früh zurück sein. Ruth und Inge waren enttäuscht.

Um neun Uhr kam Georg Ruhnert heim. Es war nun wieder behaglicher zu Hause, seitdem Johanna Krogmann schaltete und waltete. Die Kinder waren zufrieden und froh, Georg fand daheim einen feingebildeten Menschen vor.

Freundlich kam ihm Johanna Krogmann entgegen. „Sie hatten wieder so viel zu tun, Herr Ruhnert, haben Sie schon gegessen?“

„Dante, Fräulein Krogmann, ja, ich habe gegessen. Ich, die Verhandlungen wegen der Wohnverhältnisse nehmen kein Ende.“ Er ließ sich in einen Lebersessel nieder. Johanna brachte Wein und Zigarren, sie wußte, er war es von seiner Frau her so gewöhnt.

„Es ist nett, Fräulein Krogmann, daß Sie so schön für mich sorgen, ich danke Ihnen. Kommen Sie, wir plaudern noch bei einem Glas Wein zusammen. Die Kinder schlafen wohl schon?“

„Ja, Herr Ruhnert, ich glaube, es ist besser. Sie hören sie nicht mehr. Die Enttäuschung war natürlich groß, als es hieß, der Vater kommt erst spät.“

„Ich konnte es nicht ändern. Wäre ich nicht energisch geworden, hätten die Bepfehlungen noch länger gedauert. Aber beinahe hätte ich es vergessen.“ Er stand auf und nahm aus seiner Mappe einige kleine Pakete. „Ich habe hier für die Kinder etwas mitgebracht.“ Herr Ruhnert gab Fräulein Krogmann einige Ziten mit süßem Inhalt. Dann reichte er ihr eine vornehme Ketspadung. „Dieses ist für die gute Tante Hanna bestimmt, wenn Sie gestatten“, fügte er scherzend hinzu. „Nun werde ich hoffentlich bei der Tante und den Kindern nicht allzu schlimm wegen meiner dauernden Abwesenheit eingeschätzt!“

Johanna war überrascht und dankte herzlich. „Wie werden sich die Kinder morgen freuen!“ Dann sah sie Herrn Ruhnert ernst an. „Die Not wird wohl immer größer?“

Herr Ruhnert nahm wieder seinen Platz ein. „Ja, aber die Not wächst nicht nur bei dem Arbeiter, sondern auch bei allen Arbeitgebern.“

Johanna antwortete nicht gleich; sie kannte ihn ja schon lange, war sie doch oft hier zu Besuch gewesen. Sie wußte, er war sehr genau und leicht hart nach außen hin, aber ein guter Kern ruhte in ihm. Jetzt sah sie ihn ernst an.

„Aber ich glaube doch, die schwere Zeit drückt den kleinen Mann am meisten. Er ist nicht imstande, sich heute etwas zurückzulegen; das ist in anderen Kreisen noch möglich. Der Arbeiter weiß nicht, wie lange er noch Arbeit hat.“

„Dann geht er stempeln“, warf Georg ein.

„Ja, die Arbeitslosenunterstützung ist ein schwieriges Problem. Der junge Mann kommt schon kaum damit zu recht, wenn er nicht gerade bei seinen Eltern wohnt; für den Familienvater aber bedeutet es ein Elend, mit seiner Familie von Unterstützung leben zu müssen.“

Georg trank sein Glas aus und schenkte sich neu ein. „Trinken Sie, Fräulein Krogmann, bei einer so schweren Unterhaltung müssen wir uns kühlen“, lächelte er. Dann fuhr er erstickt fort: „Sie haben gewiß nicht ganz unrecht, meine Verehrteste, aber die Frauen beurteilen alles gern vom Standpunkt des Gefühls aus. Lisa hat es ebenso gemacht. Nun, Sie kannten ja meine Frau genau so gut wie ich. Wir Männer, die wir täglich den Lebenskampf führen, müssen oft anders urteilen. Das erscheint den Frauen dann hart.“

Die Arbeitslosenunterstützung ist gewiß für ältere Leute und Familienväter ein kleiner Notpfennig in äußerster Bedrängnis. Ich wäre der letzte, der ihn den Leuten entziehen würde. Aber jede Meißelle hat ihre Rehrseite. Die jungen Leute verbummeln zu leicht dabei. Sie geben sich dann keine Mühe mehr, Arbeit zu finden. Sie arbeiten dann nebenbei schwarz, wie sie es nennen, und entziehen so den Bedürftigen die Unterstützungsgelder. Aber reden ist immer leichter, als es besser machen. Ich gebe zu, es ist schwer, hier den richtigen Weg zu finden.“

Johanna sah den Hausherrn freundlich an. „Seien Sie nicht so streng in Ihrem Urteil, Herr Ruhnert. Wenn ich es möglich machen könnte, müßte jeder Mensch täglich sein Stück Fleisch im Topf und seine warme Stube haben.“

Georg folgte nachdenklich den Rauchwolken seiner Zigarre. „Das wäre auch mein Wunsch.“ Er blickte in den Abend hinaus. „Ein schöner Tag war heute, nicht wahr? Ich mußte ihn leider in der Stadt verbringen.“

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Rennbahn des Lebens

Roman von KLARA SCHMEHLIK

(1. Fortsetzung.)

„Das tat mir auch herzlich leid“, warf Fräulein Krogmann ein, „ich weiß, wie sehr Sie die Natur lieben. Wie herrlich war unser Ausflug im Herbst gewesen!“

Georgs Augen leuchteten auf. „Was hätte ich darum gegeben, wenn ich heute mit Ihnen und den Kindern eine Wanderung durch den verschneiten Wald hätte machen können! In der Winterstimmung muß er zauberhaft schön gewesen sein! Waren Sie mit den Kindern heute im Walde?“

„Ja, Herr Kuhnert, es war wundervoll! Wir haben Farnen und Beeren gesammelt.“

„Wie schade, daß ich nicht dabei sein konnte. Ich spiele so gern mit meinen Kindern, die tolle Ruth macht mir immer besonderen Spaß.“

„Bewundern Sie mich doch nicht, Herr Kuhnert, ich bin doch noch ein Kind.“

„Darin sind wir einer Meinung, die Natur bleibt immer unverändert schön.“

„Johanna betrachtete das nachdenkliche Gesicht des Mannes ihr gegenüber von der Seite. Er war oft rauh nach außen hin, aber seine Empfänglichkeit für alles Große und Schöne machte ihn liebenswert.“

„Haben Sie gute Nachrichten aus Hamburg?“

„Ja, Herr Kuhnert, ich soll Ihnen herzlichste Grüße von meiner Mutter und meiner Schwester bestellen.“

„Mutter hat zwar immer etwas über ihr Herz, aber meine Schwester ist bei ihr, das ist für mich eine Beruhigung. Sonst könnte ich nicht hier sein. Aber ich weiß, es ist nichts Ernstliches mit Mutter.“

„Es tut mir sehr leid, daß das Befinden Ihrer Frau Mutter Ihnen immer zur Belästigung Anlaß gibt. Läßt sich denn kein Mittel finden, das das Leiden ganz beheben könnte?“

Georgs warme Teilnahme tat Johanna wohl. „Ich glaube kaum, Herr Kuhnert. Das Alter macht sich nun mal bei meiner Mutter bemerkbar.“

„Grüßen Sie bitte Ihre Frau Mutter bestens von mir, wenn Sie ihr schreiben. Wie wäre es, wenn wir ihr mal einige Flaschen von meinem alten Rotwein schicken würden? Er ist heute nirgends mehr zu bekommen.“

Johanna's Augen leuchteten. „O, wie liebenswürdig von Ihnen, Herr Kuhnert, ich danke Ihnen tausendmal. Mutter würde sich gewiß sehr freuen.“

Architekt Kuhnert sah in seiner Kanzlei und sah die Bücher durch. Er war trotz der schweren Zeiten ganz zufrieden mit den Einnahmen der letzten Monate.

Sein Ingenieur trat ein. „Herr Kuhnert, der Vermittler Krummholz ist hier und möchte Sie sprechen.“

Der Architekt blinzelte ärgerlich auf. „Der alte Krummholz soll mich in Ruhe lassen. Sagen Sie ihm, ich hätte jetzt keine Zeit. Jedenfalls will er mir wieder ein Grundstück aufschwatzen. Ich kenne ihn, ich werde ihn dann nicht wieder los.“

„Aber er läßt sich nicht abweisen. Ich sagte ihm schon, Sie hätten wenig Zeit. Er behauptet, er hätte ein großes Geschäft mit Ihnen zu machen.“

„Kenne ich schon. Dann sagen Sie ihm, es dürfte nicht länger als zehn Minuten dauern.“

Ein großer, hagerer Mann trat ein. Schläu und flehend war der Blick der kleinen Augen. „Guten Tag, Herr Kuhnert, ich bringe einen guten Auftrag. Das ist doch angenehm in heutiger Zeit.“

„Sagen Sie mir kurz. Ich habe wenig Zeit“, unterbrach ihn der Architekt.

„Also, es handelt sich darum“, begann er umständlich. „Nun, warum?“

„Eine Sängerin muß ihre Villa am Wannensee verkaufen, sie verlangt achtzigtausend Mark. Ich habe Interesse für den Kauf, es sind Herrschaften von auswärts. Aber der Herr verlangt einen Umbau, da habe ich an Sie gedacht, Herr Kuhnert.“

Der Architekt hatte nicht viel Lust. „Ach, wissen Sie, von allen Umbauten habe ich längst genug. Ein Umbau wird immer teurer, als ich ihn veranschlagen kann. Ich habe gewöhnlich mehr Vergnügen damit, als die Sache einbringt.“

Herr Krummholz wurde eifrig. „Aber, Herr Kuhnert, es ist wirklich lohnend. Sie sollen keine Unannehmlichkeiten haben, ich werde dafür sorgen.“

Der Architekt sah den Vermittler einen Augenblick schweigend an. Er hatte schon viele gute Geschäfte mit dem Alten gemacht, und doch löste der Vermittler stets ein unheimliches Gefühl bei ihm aus. „Ich werde es mir überlegen, Herr Krummholz.“

Die kleinen, schwarzen Augen des Vermittlers blickten auf. Bald gewonnen, dachte er. Denn es galt ja für ihn, das Geschäft zu machen. Er konnte es nur, wenn er für den schwierigen Umbau Herrn Kuhnert gewann. Georg hatte für ihn schon oft ein schwieriges Bauprogramm gelöst.

„Nicht lange überlegen, Herr Kuhnert, die Herrschaften reisen übermorgen wieder ab. Bis dahin...“

war das? Ein Blitzeifer aus samischwarzen Augen durchfuhr seinen Körper. Wie hatten so unheimlich rätselhaft Augen seinen Blick aufgefangen. Lydia May machte nach einigen lebenswichtigen Empfangsworten Architekt Kuhnert mit den Herrschaften bekannt. Der Architekt besichtigte das Haus. Die einzigartige, geschmackvolle Einrichtung fiel ihm auf.

„Sie verlassen hier ein schönes Heim, gnädige Frau“, sagte Georg Kuhnert.

„Es muß sein, Herr Kuhnert. Meine verstorbene Mutter hing besonders an dem Haus. Es ist mir zu einsam in dem großen Hause. Ich lebe ja auch nur meiner Kunst.“

Der leichte Ton verriet, daß der Besitzerin das Aufgeben des Hauses nicht schwer fiel. Dann wurde der Umbau besprochen.



Eine luftige Wohnung

„Auf fünftausend Mark werden wir kommen“, schätzte Architekt Kuhnert.

Der Käufer schüttelte den Kopf. „Das ist zuviel, dann müssen wir von dem Kauf Abstand nehmen.“

„Oder Frau May kommt uns mit ihren Forderungen entgegen“, schlug der Vermittler vor.

„Aber, Herr Krummholz, ich habe doch schon meine Forderungen so sehr eingeschränkt“, etwas kurz klang Frau May's Antwort.

„Ist der Umbau nicht mit geringeren Kosten herzustellen?“, fragte der Käufer.

„Es geht nicht“, lehnte der Architekt ab.

Lydia May hatte den brennenden Wunsch, der Kauf möge zustande kommen. Sie brauchte Geld. „Geht es wirklich nicht, Herr Kuhnert. Ein dringliches Fieber zitterte in ihnen.“

Der Architekt blinzelte auf seine Stütze. „Darf ich es nochmals ungefähr durchrechnen?“

Lydia May fühlte sich ihrem Ziel näher.

„Gewiß, Herr Kuhnert, wie wäre es, wenn Sie im Nebenzimmer ungefähr rechnen? Ich vertreibe den Herrschaften die Zeit mit einem kleinen Lied.“

Alle waren begeistert von dem Vorschlag. Frau May begleitete den Architekten in das Nebenzimmer. „Bitte, sehen Sie doch zu, Herr Kuhnert, daß wir einig werden.“

„Ich werde mein Möglichstes tun, gnädige Frau.“

Georg begann nochmals zu kalkulieren. Wöglich hob er den Kopf. Sein Atem stockte. Eine unendlich weiche Sopranstimme klang an sein Ohr. Georg liebte die Musik über alles. Er hatte sie jetzt vernachlässigt, seitdem die Stimme für immer verklungen war, deren Klang ihm einst die schönsten Stunden bereitet hatte.

Georg lauschte immer noch. Die Stimme zitterte rein und hell wie eine Glocke aus lichten Fernen durch den Raum. Sie flog höher und höher die Tonskala hinauf. Die Kalkulation sank tief und tiefer unter Georgs Hand. Er wußte, er machte zum erstenmal in seinem Leben ein schlechtes Geschäft.

Architekt Kuhnert betrat das Wohnzimmer. Er zog die Hand der Sängerin an seine Lippen. „Gnädige Frau, Sie haben einzig schön gesungen.“

Der Kostenaufschlag wurde angenommen. Der Kauf war abgeschlossen.

Der Architekt hatte soeben mit seinem Buchhalter Müller den Kostenaufschlag für den Umbau der Villa von Frau May durchgesprochen. Der Buchhalter schüttelte den Kopf. „Das geht nicht, Herr Kuhnert. Sie haben den Umbau zu niedrig veranschlagt. Es ist unmöglich, bei den heutigen Preisen für das Baumaterial den Umbau für den von Ihnen festgesetzten Preis zu machen.“

Der Bauherr Meder war heringekommen. Er nickte. „Das habe ich dem Chef schon vorgestellt. Wir müssen doch auch etwas daran verdienen.“

Herr Kuhnert mußte im stillen seinen Mitarbeitern recht geben. Aber — Lydia May — ihre schwarzen, flehenden Augen! — Verdammt, er war doch sonst über sich Herr! Dann war der andere Beweggrund, der Auftrag wäre gescheitert, hätte Georg nicht nachgegeben. Diesen

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

Gedanken sprach er jetzt klar aus. „Meine Herren, sollte ich den Auftrag wegen zu hoher Veranschlagung preisgeben?“

Herr Meder überlegte. „Was hat es für einen Zweck, einen Auftrag auszuführen, an dem nichts verdient wird?“

„Na, na“, lachte Georg, „Sie sehen zu schwarz, mein Lieber, wir werden schon daran verdienen. Die Firma Kuhnert arbeitet nicht umsonst. Wir müssen bei einem Umbau mehr Diplomaten als Kaufleute sein. Ein geschickt ausgeführter Umbau empfiehlt oft mehr als ein Neubau, denn er erfordert manchmal großes Können.“

So verteidigte Georg schlecht und recht seinen niedrigen Kostenaufschlag. Der Bauherr sah ihn freundlich an. „Dieser Umbau erfordert viel künstlerisches Können. Ich glaube, das reizt unseren Chef sehr.“

Der Buchhalter lächelte. „Sie haben es erraten, Herr Meder. Nun, wir müssen hoffen, daß die künstlerische Begabung unseres Chefs einen Umbau vollbringt, der uns zu guten Aufträgen weiterempfiehlt.“

„Genug, meine Herren“, wehrte Herr Kuhnert lebenswürdig ab. „Wir wollen uns Mühe tun.“ Dann besprachen sie eingehend den Entwurf.

Jagen — Vorwärtsdrängen — Ueberholen — Vorbeifahren — Fieberatem der Großstadt! Das Alltagsleben pulste durch die Straßen und trieb alle vorwärts, die in seinen Kreislauf gerieten. Autobus — Signallampfen — Motorräder — so dröhnte die Großstadtsymphonie Tag für Tag, Stunde für Stunde.

Herr Kuhnert und Johanna Krogmann waren in ihrem Wagen in die Gehrigs eingeschlossen. „Dieses Jagen und Jagen ist entsetzlich!“ sagte Johanna Krogmann. „Diese armen Menschen sind zu bebauern, sie werden von einer Stunde in die andere getrieben; sie haben nichts von ihrem Leben.“

„Und doch lieben viele Menschen dieses Großstadtleben und möchten es nicht missen“, warf Georg ein.

Johanna blinzelte nachdenklich auf die Straße hinaus. „Ich glaube, für die Menschen, die sich hier zu ihrem Vergnügen aufhalten, bedeutet dieses Leben nur ein Betäuben der inneren Leere.“

„Aber Sie müssen doch die Technik bewundern, Fräulein Krogmann; sie hat uns alle Wege erschlossen: auf der Erde, unter der Erde, über uns fort durch die Luft.“

„Gewiß, da haben Sie recht, Herr Kuhnert. Aber legt die Technik nicht immer mehr fleißige Hände in den Schloß?“

Das Auto mußte an einer Ecke halten. Georg wurde ungeduldig. „Auch schon vom Großstadtleben erfasst?“ scherzte Fräulein Krogmann. Sie hatten für Ruth etwas zum Geburtstag bestellt.

Sie waren sich bei dem Einkauf nicht ganz einig gewesen. Georg kaufte gern alles, was ihm gefiel. Fräulein Krogmann fand es nicht immer richtig, die Kinder so grenzenlos zu verwöhnen.

„Haben wir noch Zeit, einen kleinen Umweg zu machen?“ fragte Johanna. „Ich hätte mir so gern den Theaterumbau angesehen, den Sie ausgeführt haben.“

Georgs Augen leuchteten auf. „Wie gern mache ich mit Ihnen den kleinen Umweg, Fräulein Krogmann, und freue mich, daß Sie an meinen Bauten so viel Interesse haben.“

Der Wagen hielt vor dem Theater. Johanna sah an dem Bau empor. „Sie haben ja ein Wunderwerk aus dem alten winzigen Kasten entstehen lassen!“ rief sie aus.

„Ich habe den Umbau nicht ganz modern ausgearbeitet“, erklärte Georg. „Der Vorbau wurde bedeutend verbreitert, so paßt er besser zu diesem großen Platz vor dem Theater.“

Der maßliche, von schweren sandsteinartigen Pfeilern getragene Bau machte einen großartigen Eindruck. Die Eingangstüren bestanden aus gefasstem Eichenholz. Ein schmaler Fries lief unter dem Dach entlang. Die einfache Linienführung gab dem riesigen Bau ein schlichtes, vornehmes Aussehen.

Lächelnd sah Fräulein Krogmann den Architekten an. „Sie können stolz sein auf Ihr Werk.“

„Ich freue mich, wenn es Ihren Beifall findet, Fräulein Krogmann. Wir können jetzt leider nicht hineingehen. Das Theater ist geschlossen.“

Sie setzten ihren Weg fort. Der Wagen hatte endlich freie Bahn. Der Großstadtlärm verhallte. Das Auto fuhr holpernd über den hartgefrorenen Boden.

„Einen herrlichen Februar hat dieses Jahr!“ rief Fräulein Krogmann aus und blickte in den verschneiten Wald hinein.

Georg erriet ihren Wunsch. „Wir könnten morgen, zum Sonntag, endlich einen Eislauf über den Wannensee machen“, schlug Georg vor.

Johanna Krogmann freute sich herrlich, sie lief so gern Schlittschuh. „O ja, Herr Kuhnert! Gerade heute las ich in der Zeitung, daß der See noch gut hält.“

Der erstarrte Wanneseespiegel funkelte schwarzgrün in der Vormittagssonne. Die Sonntagsummelter tummelten sich sorglos froh auf der blinden Eislage. Ein seltsames Vergnügen für die Berliner!

Georg geleitete Johanna Krogmann sicher durch das Menschengewimmel. Johanna atmete tief die reine Luft ein. Selbst! Sie fühlte sich heute so frei und jung!

Der Wald glitzerte im letzten Raubreif um sie her. In blauen, lichtdurchtränkten Höhen spannte sich ein frostklarer Himmel über das weiße Schmelzen.

„Wundervoll läuft es sich in diesen klaren Wintermorgen hinein!“ rief Johanna begeistert aus. „Herrliche Bahn, entzückender Raubreitwald und dazu einen so aalarten Partner!“

(Fortsetzung folgt.)

Historische Kleinigkeiten

Der englische Dichter Alfred Tennyson fragte, als ihm ein Sohn geboren wurde, seinen Freund, den Historiker Henry Hallam, ob er den Jungen nach jenem Henry nennen dürfe.

„Gewiß“, gab Hallam freundlich zu, „aber Alfred ist doch auch ein ganz schöner Name!“

„Das schon“, erwiderte Tennyson, „wenn aber der Junge ein Trottel wird?“

Goethe wurde vor einer seiner Italienreisen von Freunden und Bekannten mit Aufträgen und Bitten um Mitbringen beauftragt, doch nur wenige füigten den Aufträgen auch das erforderliche Geld bei.

Als Goethe zurückkehrte, brachte er nur all diejenigen Sachen mit, die von den Aufträgen geberu im voraus bezahlt worden waren. „Wie kommt das eigentlich?“ fragten ihn einige Bekannte verärgert.

„Als ich in Venedig in einer Gondel saß und die Zettel mit den Aufträgen vor mir ausbreitete, um ja nichts zu vergessen, erhob sich ein Windstoß und legte die Zettel ins Wasser.“

„Aber da müßten doch auch diejenigen dabei gewesen sein, die Sie dann doch ausführen?“

„Nein“, lachte Goethe, „die waren mit Geld besetzt und blieben liegen!“

Der französische Schriftsteller Bourget unterhält sich einst mit Mark Twain: „Ihr Amerikaner habt es doch eigentlich gut! Wenn ihr mal Langeweile habt, beschäftigt ihr euch einfach damit, zu entscheiden, wer und was eure Großväter waren.“

„Da habt ihr Franzosen es doch noch viel bequemer“, erwiderte Mark Twain heiter. „Ihr braucht gar nicht zu weit zurückzugehen und müht euch nur bemühen, herauszubringen, wer eure Väter waren.“

Ueber das Lachen

Schlagen Sie mich lieber, aber lassen Sie mich lachen!

Fröhliches Lachen ist eine der schönsten Künste von allen, die man üben kann. Wer es versteht, sie gut zu lehren, wäre einer der größten Wohltäter der erwachsenen Menschheit. Otto v. Leisner.

Derjenige Tag ist ganz und gar verloren, an dem man nicht gelacht hat. Seb. Chamfort.

Wer nicht mehr lacht, der ist nur halb noch Mensch. Ernst Raupach.

Schweigen, dulden, lachen, hilft zu manchen Sachen. Sprichwort.

„Nur noch einmal möchte ich wieder...“

Unausgesprochene Wünsche von großen Kindern



Sich mal wieder so richtig prügeln wegen eines Schokoladenkringels — wär' das schön!

Einmal wieder heimlich durchs Schlüsselloch gucken...



Keine anderen Sorgen haben, als das Herzklopfen um ein Weihnachtsgedicht —

Einmal wieder mit den Lieblingsgeschenken ins Bett gehen —

Die letzten „nassen“ Geschichten

Aus der Zeit der Prohibition in Amerika

Miller Brown feiert eine ziemlich feuchthäufige Angelegenheit. Streng vertraulich natürlich, nur allerbestenfalls Leute sind geladen zu diesem Fest, bei dem man in verbotenen Alkohol badet.

Wichtig klingend es.

Miller Brown erbleicht und geht persönlich öffnen.

Natürlich ein Polizist. Brown zieht wortlos die Brieftasche.

„Was haben Sie sich ein, wenn Sie vor sich haben?“ schnauzt der Polizist. Worauf Brown resigniert die Brieftasche wieder einsteckt.

Nahe.

Dann fragt der Polizist freundlich: „Wenn ich derjenige wäre, für den Sie mich halten, wieviel würden Sie denn etwas geben...?“

Die Gesellschaft, die sich auf dem eleganten, kleinen Dampfer zusammengefunden hat, um die Küstenteile zu machen, ist in größter Aufregung. Viel zu spät hat man erfahren, daß der Kapitän ein wilder Alkoholgegner ist und daß an Bord nicht ein Tropfen des feurigen Rasses aufzutreiben ist. Man tröstet sich damit, daß man im nächsten Hafen gründlichen Proviant aufnehmen wird.

Aber, gehässig wie alkoholfeldische Kapitäne nun einmal sind, legt jener am nächsten Hafen gar nicht erst an. In Verzweiflung stürzen sich zwei der durstigsten Passagiere in die Fluten, um den Hafen schwimmend zu erreichen. Der Kapitän läßt ein Boot klarmachen, um sie zurückzuholen. Die vier Matrosen rudern wie verrückt, erreichen die Schwimmer, ziehen sie ins Boot und — nehmen zu sechs Kurs in den Hafen.

Noch nicht dagewesen!

„Ich wünsche eine Tasse mit der Aufschrift: Meiner lieben Schwiegermutter.“

„Bedauere sehr, mein Herr, aber so etwas ist bei uns noch nie verlangt worden.“

Sehr viel Kelpett

Herr Knülle erhält von dem Chef eine ehrenvolle Einladung. Er soll den vierten Mann im Quartett machen — der Chef ist ein leidenschaftlicher Musikliebhaber und hat gehört, daß Knülle ganz nett Cello spielt.

Ein Schubert-Quartett wird gestartet. Nach ein paar Minuten setzt der Chef den Bogen ab. „Aber, lieber Knülle, Sie sind ja immer um einen ganzen Takt hinterher!“

„Ich weiß, Herr Direktor, aber es ist wirklich nur Kelpett...“

Unpassendes Geschenk

„Wenn ich bloß wüßte, was ich meinem Mann zu Weihnachten schenken soll. Er hat einfach alles.“

„Das ist doch nicht schwer. Schenken Sie ihm ein gutes Buch.“

„Hat er auch schon.“

Der „Geweihle“

Die Frage „Kennt die Weidmannssprache das Wort „Geweihle“?“ muß zwar verneint werden. Damit ist aber nicht gesagt, daß sie diese Neuschöpfung, die offenbar von Laien ausgeht, den Nagel aber auf den Kopf trifft, nicht doch aufgenommen wird, wenn sie ihre Berechtigung durch ständige Verbreitung nachweist.

Der „Geweihle“ kam vor ungefähr zwanzig Jahren auf. Bis dahin gab es nur die Bezeichnung Hirsch, Tiere und Käfer, jagdbare Vögel, geringe Hirsche, Scher, Ächzer usw. Der Sammelname lautete Rotwild oder Edelmilch. Pedantische Anhänger der Weidmannssprache mißbilligten diese Neuschöpfung aus zwei Gründen. Erstens war sie eben neu und nach ihren Ansichten hat die Weidmannssprache alt, auf den Traditionen stehen zu bleiben; zweitens aber kam dieser „Geweihle“ offenbar aus Laienkreisen, und das gibt ihm in ihren Augen den Rest. Höchstens weibgerechte Jäger, durch und durch Kenner der Weidmannssprache, haben das Recht dazu, hier Neuschöpfungen zu bringen, wenn das überhaupt nötig ist, meinen sie.

Es sei erinnert, daß jede Sprache, soll sie lebendig bleiben, Neuschöpfungen zulassen muß; es sei erinnert, daß neue Eingebungen nicht selten — sei es auf welchem Gebiet immer: Technik, Religion, Kunst, Politik, Sprache — durch Augenfeiler, blutige Laien gebracht wurden. Empörung hierüber steht nach Engbergzeit und Pedanterie aus — keineswegs Eigenschaften, die zu einem echten Weidmann gehören.



Wald Feld und Heide

Natur im Volksglauben:

Der Tatzwurm

Was dem Meer die Seeflange, das ist den Alpenländern der „Tatzwurm“. Um der Sache auf den Grund zu kommen — weniger aus naturwissenschaftlichen, als aus volkstümlichen Gründen — sammelte man die Mitteilungen einer Reihe von Persönlichkeiten (Jägern, Holzsammlern, Hirten, Almleuten usw.), die da behaupteten, dem Tatzwurm begegnet zu sein.

Sie stimmten alle in gewissen Einzelheiten überein: Demnach wäre der Tatzwurm eine Art Eidechse von anderthalb bis zwei Metern Länge, mit mannschaftsbildem Körper, dickem, molschartigem Kopfe, kurzem Schwanz, krallenbewehrten Füßen, unbehaart, glatt oder schuppig. Diese an sich nicht übermäßig erschreckende Erscheinung wird erst dadurch furchtbar, daß sie einen giftigen Atem ausstößt, der imstande ist, den stärksten Mann zu töten. Das bei Unten im Pingsgau errichtete Martel, das einen im Jahre 1770 von zwei Tatzwürmern zu Tode gekehrten Bauern darstellt, zeigt diesen Unglücklichen auf der Erde liegend, sich noch im Tode die Nase zählend, während im Hintergrunde zwei Tatzwürmer sich zügelnd ihres Sieges auf einer Anhöhe freuen. Beide Untere sind hier übrigens mit einem murrenterähnlichen Kopf dargestellt.

Wegen der ihm nachgefolgten sonderbaren Art, sich sprunghaft zu bewegen, wird der Tatzwurm in einigen Gegenden auch „Springwurm“ genannt, während man ihn wiederum seiner Erdbodenwohnung wegen „Stollenwurm“ nennt. Die unabhängig voneinander stets ähnliche Beschreibung läßt darauf schließen, daß letzte Exemplare einer unbekannten Eidechsenart noch im vorigen Jahrhundert in den Alpen vorgekommen sein mögen. Ihre Seltenheit und fremdartige Form mag daran schuld sein, daß sie dem Auge des Abergläubigen unheimlich erschienen, ihre Größe und Gefahr übertrieben wurde und ein Schreckgespenst aus ihnen entstand. Daß es diese unbekannte Eidechsenart noch gibt, ist mehr als unwahrscheinlich, denn sonst müßte zumindest die Spur dieses Tieres aufzufinden sein, besonders, da einen Sommer und einen Winter lang (1931) die ganze berufsmäßige Jägerrei der Alpenländer aufs sorgsamste danach spürte.

Reißt den Vögeln —

— aber schadet ihnen damit nicht!

Groß und Schnee verlangen Hilfe vom Menschen für das Tier. Die Fensterbretter bieten den Vögeln einen gedeckten Tisch — aber ist er auch bedürftig?

Die übliche Fütterung mit übriggebliebenen Krümeln und Brokrumen ist gänzlich ungeeignet! Wird sie feucht und säuert sie, was meistens binnen kurzem der Fall ist, so bedeutet sie für die Verdauungswerkzeuge der Vögel eine schwere Zumutung, keine Hilfe. Billig und bekömmlich sind Sonnenblumenkerne, Spickfamen, Reis und Gerstengröße. Ein paar Knochen mit „was dran“ und eine ebensolche Speckschwarte ergänzen das Menü. Weiter sollte man für Trinkwasser, das aber nicht so angeboten werden darf, daß es die Tierchen verlorst, darin zu haben. Man nehme einen Blumenuntersatz, in den man einen genügend großen Stein legt, fülle nun mit lauem Wasser, erneuere nach Bedarf und wärme den Stein ab und zu an.

Auf keinen Fall darf der Futterplatz sich als Vogelfalle offenbaren. Er sei stets so angelegt, daß die Vögel sich keinen Zutritt verschaffen können. Etwas Sand zwischen die Körner gestreut, erhöht die Bekömmlichkeit des Futters. Nach Möglichkeit gewöhne man die Tierchen an feste Futterzeiten, eine davon morgens beim Hellwerden, eine zur Mittagszeit und die letzte vor dem Dunkelwerden. Wer mit Geduld seine kleinen Tischgäste beobachtet, ohne sie scheu zu machen, der wird viel Freude an ihnen erleben. Und mancher fremdbartige Gast wird ihm aufhellen, der aus dem gar zu strengen Norden für ein paar Wochen hier zu Besuch erscheint. Willkommen ist dann immer ein Bericht über Vögelchen und Gebahren solchen Fremblings der Vogelwarte in Kolliten.

Stunde in der Dämmerung...

Von W. Hoepfner-Flatow

Sie haben schon etwas für sich, diese stillen, dämmernden Abendstunden des Herbstes. Der Tag ist „eigentlich“ schon zu Ende, wenn sie hereinbrechen, und doch auch wieder nicht. Man ist noch nicht ausgeschöpft, sollte „eigentlich“ noch etwas tun. Aber das kleine, farbige Licht der Tischlampe ist so weich wie ein Kissen und so verlockend zum Nichtstun, daß man einfach nicht anders kann als träumen — oder den Besuch eines sehr geliebten Menschen erwarten.

Es liegt ein ganz leiser, fast zärtlicher Hauch von Traurigkeit über einem solchen Warten. Man sitzt und sieht — lächelnd — dem Rauch der Zigarette nach, der sich langsam im Dunkel verliert. Der Tee auf dem Tisch — man hat das beste, das schönste Geschirr herausgekratzt, das sich im Hause fand — duftet süß und herb zugleich. Unter dem Bassertopf (ganz schlicht und unverziert, aus Venedig) brennt flackernd ein durchsichtiges Flämmchen. Matt schimmert das Silber eines Löffels, dunkel glüht das satte Rot letzter Herbstblätter, die aufbrechen und blühen nur für diese eine, einzige Stunde!

Wieder regt das Gewissen sich. Man sollte doch „eigentlich“... Aber dann lehnt man sich doch zurück, endgültig, und träumt. Stunden werden lebendig, ähnlich dieser, in denen man auch sah und wartete. Aber in dem Warten war Angst, eine quälende Angst, daß der Mensch, auf den man wartete, nicht käme, daß er den Händen, die ihn halten wollten, entglitten wäre — für immer. Damals — und das Flämmchen unter dem kristallklaren Glas tat dazu — war äußerlich alles wie jetzt: Dämmerung und das farbige Licht der Lampe und das laubdunkle Glühen der Rosen. Nur: dieses schwingende Ausrufen fehlte, und der tiefe Glorion des Wissens: der, auf den ich warte, kommt! Und — er kommt gern!

Heute...?

Man braucht nur die Augen zu schließen, um zu sehen, wie es sein wird (sein muß!), wenn die Tür dort aufgeht und sie kommt. Etwas wie ein Leuchten wird auf ihrem Gesicht liegen, von innen her, das ihm den beglaubenden Mantel einer edelgeschneitten Gemme verleiht. Eine Kappe, ein Mantel fliegt irgendwohin, ein eigenwilliges Näschen schnuppert: „Te!“ Und ihre durchscheinend zarten Kinderhände werden über die Rosen streichen, ganz leicht: „Wie schön...!“

Es kann — da dieses Warten in der Dämmerung doch ein Wissen ist — ein Wunder kaum geschehen an diesem Abend. Wenn gleich man wundergläubig ist in solchen Dämmerstunden: was Nichterwartetes kann dieser Abend bringen? Wird es nicht sein wie immer schon? Leises Klirren des Geschirrs, der herbliche Duft des Tees, blaue graue Rauchwölkchen um den Lampenschirm und ein halblautes Gespräch mit klugen, tiefen, frohen Gedanken. Ist dies: das Dasein des geliebtesten Menschen, nicht schon ein Wunder? Was — über dies hinaus — könnte diese Dämmerstunde noch bringen?

Und dann geschieht das Wunder doch. Zwei Worte nur, hingeworfen scheinbar und doch für Menschen, die sich lieben, mit einem tiefen und beglückenden Sinn. Gewiß: es ist wie immer! Die gleiche Begrüßung, das gleiche Suchen, ob alles ist wie sonst, ob alles da ist, was zu dieser Zweiamkeit der Dämmerabende schon gehört und ihm Bedeutung gibt, das gleiche Rüden des immer gleichen Sessels. Dann aber öffnen diese zarten Kinderhände sich, streifen ganz leicht das dunkle Glühen der Rosen auf dem Tisch. Und zwei Worte klingen auf, mit ganz kleinem, frohen Lachen: „... für uns...?“

Wir sind ein wenig — alle! — taub geworden. Das „Zeitalter des Verkehrs“ mit seinem dröhnenden Lied aus Kraft und Schnelligkeit hat unsere Sinne etwas stumpf gemacht. Wir sollten — alle! — manchmal wenigstens eine solche Stunde in der Dämmerung „erleben“.

Wir wüßten dann, daß unserem Erleben nicht das Kaufende und Tönde den bleibenden Glanz verleiht. Sondern daß dauerhaft beglückend das auch sein kann, wofür wir sonst kein Ohr mehr haben.

Und wenn es nur zwei Worte sind...

Deutsche Gastlichkeit

Von Liselotte Roedel

Gastlichkeit ist immer ein Zeichen von Kultur gewesen. Und als solches völlig unabhängig von Armut und Reichtum. Nur Menschen, die das Wesen der Gastlichkeit nicht begriffen haben, können sich von einem geringen Einkommen bestimmen lassen, auf Gäste zu verzichten. Ein Mensch von Kultur wird es eben auch mit einem sehr schmalen Geldbeutel fertig bekommen, seinen Gästen einen anregenden und schönen Abend zu verschaffen.

Man denke nur an Kindergeburtstage in bescheidenen Haushalten; sie sind häufig für die kleinen Leute viel schöner als das Fest



Weihnachtsglocken schwingen in der Winternacht...



bei Fabrikbesitzern, bei dem man sich „nicht bewegen“ darf. Dieser Mangel, der so oft von Kindern empfunden wird, spricht aber gerade das aus, was auch der Erwachsene so oft bei einer Einladung fürchtet: Man darf sich zu wenig „bewegen“.

Das war der Grund, der es unmöglich machte, daß im alten Rom eine wirklich kulturreiche Gastlichkeit aufblühte. Bei aller Wohlstand, die dem Gast zugebilligt wurde — er durfte auf dem Triclinium liegen, man brachte ihm Wein und Früchte — hätte man es sehr übel vermerkt, wenn er den geheiligten Ablauf eines Gastmahles gestört hätte. Es mußte stets zuerst gegessen werden. Der Wein mußte in der ersten Hälfte des Festes vermischelt getrunken werden und, während die Tänzerinnen und Sängerinnen ihre Rünke zeigten, durfte, später mußte der Wein unvermischt getrunken werden. So war es durch Tradition festgelegt und so mußte jedes Fest verlaufen.

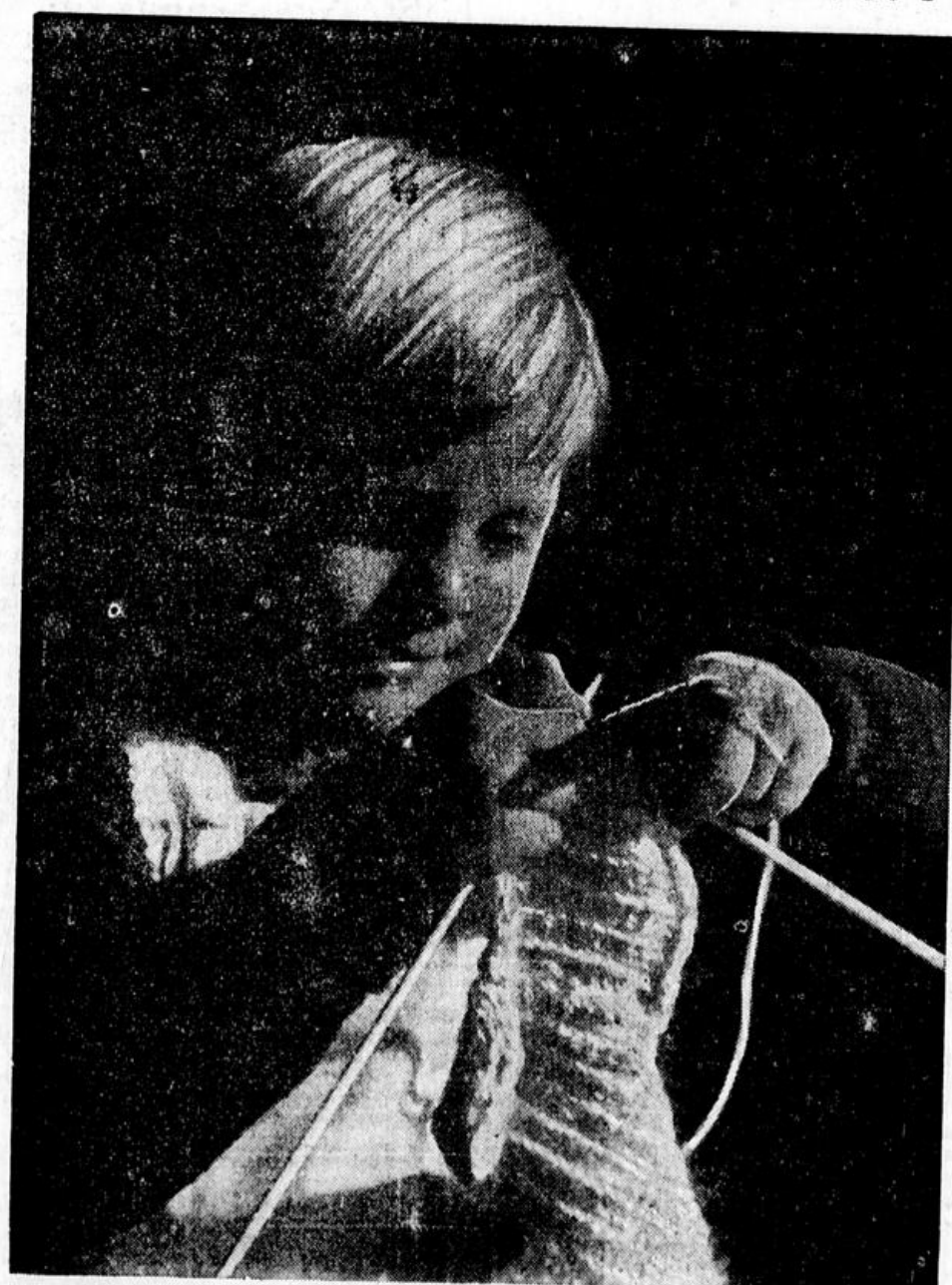
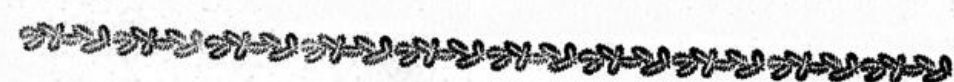
Ganz anders war es bei den Germanen. Tacitus schreibt schon von den gastreichen Häusern der „Barbaren“. Die Natur des Landes unterkühlte sie in der Ausbildung ihrer wirklichen Kultur der Gastlichkeit. Be- suchte man sich gegenseitig, so hatte man erst eine Reise zu machen. Ein kurzer Aufenthalt verbot sich also von selbst. Gastgeber und Gäste waren auch immer auf einen wochenlangen Besuch eingerichtet. Räume standen den Fremden zur Verfügung, in denen sie leben konnten wie daheim; man hütete sich, über die Zeit des Gastes zu verfügen. Gemeinsame Tagausflüge fanden zwar statt. Verspürte aber der Gast keine Neigung, mitzugehen, so blieb er eben und beschäftigte sich auf eigene Faust.

Das gleiche galt für die Trinkgelage. Sie wurden niemals verankert, weil ein Gast da war. Nein, sie fanden regelmäßig statt, und man freute sich, wenn der Gast mitbrachte. Diese völlige Zwangslosigkeit gab allein die Gewähr für eine Gastlichkeit, die niemals von einem der Beteiligten als Zwang empfunden wurde.

Spätere Jahrhunderte ließen auch hier einen Wandel eintreten. Die mittelalterlichen Höfe griffen stark in die Freiheit der Gäste ein. Und natürlich verbreitete sich auch dieser Brauch mit Windeseile über alle Stände. Je mehr man in der Konvention versank, um so mehr wurde die Gastlichkeit zu einzelnen Festen. Erst dem 20. Jahrhundert blieb es vorbehalten, neben anderen konventionellen Rückfällen auch den gesellschaftlichen Verpflichtungen ein Ende zu bereiten.

Wir haben heute nicht mehr genug Zeit, nicht mehr genug Geld und nicht mehr den guten Willen, uns von solchen Pflichten beeinflussen zu lassen. Wir wollen Gastlichkeit nur noch, damit ein Kreis zusammen ist, der gut miteinander harmoniert, in dem man sich von der Arbeit ausruhen kann und in dem man sich wohlfühlt. Dazu braucht es nicht großer Vorbereitungen und Wohl-

ausgaben. Ein nett gedeckter Tisch, ein gutes Badewasser, Zigaretten und ein Glas Tee, das sind die Vorbedingungen für einen reizenden Abend, vorausgesetzt, daß sich Gäste und Gastgeber gegenseitig haben und ein frohes Gespräch machen.



Weihnachtsarbeit

Deutsche Familie

Deutsche Familie — heilige Familie. Das bevorstehende Weihnachtsfest legt diese Ideenverbindung so nahe. Christus selbst hat uns ein glänzendes Beispiel des Familienlebens gegeben. Aus ihr ist er entstanden, der Messias und Erlöser der Welt. Der Beginn seines irdischen Lebens lag im Schoße der Familie, die einem Gott nicht zu gering für den Beginn seines Daseins auf Erden erschien.

Ueber die Familie als Keimzelle des Staates ist schon so hundertfach geschrieben und gesprochen worden, und doch gibt es immer wieder Junge und Alte, Reiche und Arme, die sich der Tragweite dieses Wortes nie voll bewußt werden. Man möge sich doch einmal klar machen, nicht nur wieviel Verantwortung eine Familie der Allgemeinheit, dem Staate gegenüber hat, sondern auch welche Vormachtstellung die Familie im Staate einnehmen berechtigt ist. Man kann nicht ein Ganzes — den Staat als Ganzes — betrachten, ohne die Zusammensetzung des Ganzen zu erforschen und aufbauend um eine bestmögliche Zusammensetzung für ein Ganzes bestrebt zu sein.

Wo und wie wäre ein Volk, ein Staat ohne die Familie? Wer macht die Politik und ruft die Führer, das Volk und aus dem Volk heraus jede einzelne Familie? Wer schützt sein Land und den Staat in großer Bedrängnis und Notzeit? Die Väter und Söhne der Familien! Wer reguliert die Wirtschaft und Konjunktur? Der Verbraucher, die Familie! Die Familie wird immer und in jeder Zeit das A und O einer jeder menschlichen Gemeinschaft sein. Und je fundierter und entwickelter das Familienleben sein wird, desto blühender und gesünder wird die Existenz des Gesamtvolkes sein.

Wir sprechen von Menschen mit „guter“ und „schlechter Kinderstube“, als dem Ausfluß dessen, was der Mensch in seiner Jugend gesehen hat und gewöhnt worden ist. Es steht unstrittig fest, daß entscheidend und formend für einen Menschen seine Kindheit und sein Elternhaus sind. „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen, sagt ein altes deutsches Sprichwort. Darum, ihr „Alten“, seid auf der Hut, daß nicht die „Jungen“ infolge ihrer Umgebung eure Fehler zwitschern!

N

Sei

Nr. 35

Zurück

Am So
Welt anse
Draht ein
bahnen
das Gunde
Weihnacht
an offener
bringt Hun
nachtsfest
Eine S
Feuer, aus
schwarzes
vorbei, lieg
der Senfen
Sie konnte
In der
hall gefun
gen ein.
nahme du

Paris.
an der Ma
abend der
tenden Zug
haltenden
wurden, 2

ist die grö
voll einer
verleht
anderer
der seit zu
erlitten an
auch der
fahrplanm
erst um 19
zug vor ih
den Statist
Nähe der
daß die S

Nach St
Minuten
Stunde d
keit von
zu spät be
Der Zu
barzer
Ausnahme
mal m.

Der S
n der se
Passagiere
per des a
sofort mit
begonnen
unter Zeit
öffentliche
nur langsa
Lekten,
nacht in d
verschieden
und im R

bot die S
Metern fl
zelle groß
gestellte de
hat, der n
herbergt h
mit Schen
Feuer a
merten W
fern fin
ewiges Ro
Toten un
ten des a
Reihe d
obgleich s